S
179
- 6 -

Stadtbibliothek
Augsburg

Stettensche Bibliothek.

Bibliothek

der

Romane.

Sechster Band.

Berlin 1780.

bey Christian Friedrich Himburg.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

I. Ritter-Romane.

1. Geschichte der vier Söhne Herzog Aymon's. 5.

2. Nachtrag zu der Abhandlung vom Ritterwesen in dem ersten Bande dieser Bibliothek. 47.

II. Volks-Romane.

Eine lesenswürdige Historie vom Herzog Ernst in Bayern und Oesterreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reisen begeben, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihm nach dem Leben gestanden, wiederum begnadet worden. 51.

III. Deutsche Romane.

1. Schertz mit der Warheyt. Vonn guttem Gespräche, In Schimpff vnd Ernst

Seite

Ernst Reden, vil Höfflicher, welser Sprüch, lieblicher Historien, und Lehren. Zu Vnderweisung vnd Ermanung, in allem thun vnd Leben, der Menschen, Auch ehrlichen Kurtzweilen, Schertz vnd Freudenzeiten, zu erfrewung des gemüts, zusamen bracht. Jetzund New, vnnd vormals dermassen nie außgangen. 65.

2. Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber. 83.

IV. Romane der Ausländer.

1. *Histoire & plaisante chronique de petit Jehan de Saintré.* 89.

2. Fortsetzung der Romane der la Fayette. 226.

V. Episoden und kleine Geschichten.

Damentreue. Aus einer Griechischen Handschrift. 253.

I.

Ritter = Romane.

I.

Geschichte der vier Söhne Herzog Aymon's.

Zum Ersaz für Huon von Bordeaux, der hier seine Stelle finden sollte, aber nun nicht mehr einnehmen kann. Seit kurzem kennt das Publikum die Schönheiten dieses Romans aus einem Gedicht eines seiner Lieblinge, das von dem Beschüzer des Helden Huon, dem schönen Feenkönig Oberon, den Titel führt. Wer hätte wohl noch Lust, einen troknen Auszug davon zu lesen? Nothwendig war also eine andere Wahl, und sie fiel auf die Geschichte, die Stilling in seiner Jugend so gerne las, wenn er allein auf seiner Kammer war, oder einsam im Wald wanderte, und Gefühle künftiger Tage in seiner Seele keimten. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht unangenehm, damit bekannt zu werden, wenigstens denjenigen nicht, die dem Büchlein von Stilling eben so hold

sind, als der Sänger des Hymnus an die Erde und der Gegend von Hellebek.

Eben so, wie bei den Abenteuern Ogiers von Dännemark, machen auch hier mehrere Romane eine Folge aus, die gewissermaßen an jene Reihe anschließt. Die Helden des **ersten** sind Magis und Vivian, Söhne des Herzogs Beuves von Aigremont, dessen Vater Doolin, unsern Lesern aus dem vierten Bande dieser Bibliothek bekannt ist. Der **zweyte** enthält die Erzählung von den langen Verfolgungen der vier tapfern Brüder, die auch Enkel ebendesselben Doolins waren, vornämlich des ältesten und berühmtesten unter ihnen, Reinolds von Montauban. In ihre Geschichte ist die Fortsezung der Ritterthaten und Zaubereien ihres Freundes Magis eingeflochten. Das Ende von diesem, die Begebenheiten der drei Söhne Herzog Aymon's, die Reinolden überlebten, und die Schicksale seiner Nachkommenschaft findet man in einem **dritten** Roman, in der Chronique du vaillant & redouté *Mabrian*, fils d'Yvon, Roi de Jérusalem, lequel étoit fils de Renaud de Montauban, deren erster Verfasser, Guy Bounay, eben nicht bekannter als Jean le Coeur, ihr Fortsezer, ist. Zwischen den Handschriften von diesen Ro-

Romanen, in Prosa sowohl als in Versen, den ältern Ausgaben und den neuern Abdrücken in der Biblioth. bleue, herrschen viele und beträchtliche Verschiedenheiten. Daher kömmt es wohl auch, daß zwey alte deutsche Werke von der Geschichte Reinolds und seiner Brüder, die wir vor uns haben, sowohl von einander, als von dem Auszug in der französischen Bibliothek der Romane, vielfältig und in wichtigen Punkten abweichen. Das eine derselben ist überschrieben: Eyn schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Hertzog Aymont von Dordons Süne, — — sechzehen jar langs bekrieget, Sie vber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wolt, sonder gantz Francreichs verjagt, zuletst sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrengten, mit jnen eynen friden anzunemen, darinn viel lustiger Hendel sich in der zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürtzlich aus fräntzösischer sprach in Teutsch transferiert. — Getruckt zu Siemmern, — D. M. xxxv. fol. — Das andere hat einen noch längern Titel; es heißt: Schöne und lustige Histori, von den Vier Heymons Kindern, Adelhart, Ritsart, Weitsart, und Reinold, samt ihrem Roß Beyart, —

Dem ist beygefügt das Leben des H. Reinoldi, des jüngsten von den vier Gebrüdern, was er für Wunderzeichen und Mirakeln, durch Zulassung Gottes, gethan hat. Ehedessen auch zu Cölln gedruckt. 8. mit abscheulichen Holzschnitten. Es ist viel neuer als das erste; dieses beweisen Schreibart und Orthographie. Ob es Uebersezung aus dem Französischen sei, wird nicht gesagt; unwahrscheinlich ist es deswegen, weil es so sehr und so oft von der Simmerschen Dollmetschung verschieden ist; wozu noch die ungleiche Stärke kömmt, denn es ist ein kleines Oktavbändchen, da hingegen jene einen ziemlichen Folianten ausmacht. Indessen scheinet es auch kein deutsches Original zu seyn, denn man findet doch die Hauptbegebenheiten größtentheils, und den Gang der Geschichte im Ganzen ohne Abweichung wieder. Man muß es also wohl für eine Nachahmung oder Umarbeitung der französischen Urschriften halten, bei welcher sich der ungenannte Verfasser viele und beträchliche Freiheiten genommen hat, in Ansehung, derer sich jedoch fragen liesse, ob nicht seine Arbeit dadurch verloren habe. Beispiele hievon werden sich besser als hier im Auszuge selbst geben lassen, der nach demjenigen in der französischen Bibliothek eingerichtet werden soll.

Zwar

Zwar wird man vielleicht wider dessen, als eines Auszuges aus einem Auszuge, spotten, und verlangen, er hätte sollen nach den Urschriften gemacht werden. Wahr ist es auch, der Spott würde treffend, und die Forderung billig seyn, wäre nicht ein kleiner Umstand, der beides aufhebt, nämlich der, daß wir die Originalien nicht vor uns hatten, noch haben konnten. Unsere Bibliotheken sind an Manuskripten und gedrukten Ausgaben dieser Gattung alter Werke, nicht so reich als die französischen, die Schätze davon besitzen. Sehr mühsam, kostbar, oft ganz unmöglich wär' also die Anschaffung jener Originalien, die selbst in Frankreich zum Theil Seltenheiten sind. Es bleibt also nichts übrig: entweder darf den alten französischen Romanen in dieser Bibliothek gar kein Plaz eingeräumt werden, oder es muß uns vergönnt seyn, gute Auszüge davon zu benuzen. Wenn die Sammler der Bibliothèque des Romans im vorigen Bande der unsrigen, den Auszug aus der Geschichte von Emilie und Camillo läsen, und er gefiel ihnen, und sie wollten ihn in die ihrige einrücken, wie sie's kürzlich mit dem aus der Fanny Wilkes gethan haben, wer würd' es ihnen verdenken? Oder sollten sie erst aus Deutschland das Original verschreiben, um daraus selbst

selbst den Roman auszuziehn? Sollte nicht uns dasjenige frei stehn, worüber jene sicherlich kein Tadel treffen würde? Wir werden also fortfahren, wenn uns die Urschriften fehlen, an ihrer Stelle gute Auszüge zu gebrauchen, doch so, daß wir nicht blos übersezen, sondern auslassen, ändern ꝛc. wenn wir, etwas Ueberflüßiges, oder das einer Verbesserung bedürfe, zu finden glauben werden. Nach dieser Vorschrift wollen wir auch die drei obenbeschriebene Romane behandeln. Aus dem ersten von Magis und Vivian werden wir das Erheblichste, wie zu einer Einleitung, zusammenziehn. Vollständiger wollen wir die Begebenheiten der Aymon's-Söhne erzählen, und dabei jene zwey deutsche Uebersezungen oder Nachahmungen, vornämlich aber die Simmersche Uebersezung, nicht unbenuzt lassen. Der dritte Roman von Mabrian soll ganz wegbleiben. Einige gute Stellen, vornämlich von einem doppelten Aufenthalte des Helden in den reizenden Wohnungen zwoer Feen, erwecken auf wenige Augenblicke aus dem Schlummer der Langenweile, in den das Uebrige von Kriegserzählungen, von abgeschmakten Dichtungen und dergleichen einwiegt. Allein dieses wenige Gute hat man schon in den Romanen von Ogier, den Söhnen H. Aymon's und andern gelesen, und es scheint

uns

uns nicht von so großem Werth zu seyn, daß wir deswegen den Lesern zumuthen sollten, bei einer schleppenden Erzählung des Ganzen zu ermüden.

Herzog Beuves und seine Gemahlin, waren glüklich durch wechselseitige Liebe; nur die Wolluſt, Eltern zu seyn, fehlte ihnen noch. Nach jahrelangem Sehnen zeigten sich endlich an der Herzogin Merkmale, welche die Erfüllung ihres Wunsches hoffen liessen. Alles freute sich darüber; mit Turnieren und Festen feierte man die süße Hoffnung.

An einem dieser frohen Tage wurde am Ufer des Meers ein Wettkampf gehalten, und mit Tanzen sollte beschlossen werden. Frölichkeit herrschte überall; doch bald ward sie gestört. Man entdekte Schiffe, die gerad aufs Ufer zu seegelten, es war die Flotte Sorgalants von Sklavonien, eines sarazenischen Königs. Bestürzung verbreitete sich unter die ganze Versammlung; nach den Waffen liefen die Ritter; die Damen entflohn; kaum konnte sich die Herzogin auf einem Wagen in den nahen Wald retten, beschüzt von einer kleinen

Anzahl

Anzahl Ritter, und in Begleitung ihrer Schwester Ysanne und einer jungen Sarazenin, Tochter des Admirals von Palermo, die sie kurz vorher als Sklavin gekauft hatte. Inzwischen landeten die Feinde, truz dem Herzog und seiner Ritterschaft, die sich ins Schloß Aigremont zurückziehen mußten. Bald folgte die Belagerung der Burg.

Während den Vorbereitungen dazu, hatte die Herzogin mit ihrem kleinen Gefolg das Innerste des Waldes erreicht. Hier ward sie Mutter zweyer Knaben, schön wie der Tag. Sie hatte zwey Ringelchen von großen Tugenden bei sich; diese hieng sie den Neugebohrnen in die Ohren. Warum sie's that, werden wir in der Folge sehn. Man legte sie hierauf wieder so bequem als möglich auf ihren Wagen, und suchte das Schloß Aigremont wieder zu gewinnen. Dem Wagen folgten Ysanne, und die Sklavin auf weissen Rossen, mit den beiden Kindern im Arm; ihn umgaben die Ritter, zum Schuz gegen die Feinde. Auf diese stiessen sie auch würklich beim Ausgang aus dem Wald, und in der Nähe des Schlosses. Kaum sahen die Sarazenen den Wagen und die Damen mit ihren Begleitern, so umringten sie auch den kleinen Haufen; einige Ritter wur-

wurden verwundet, Ysanne aber und die Sklavin, nebst den beiden Knaben davongeschleppt. Eben dieses Schicksal wäre auch der Herzogin geworden, hätte sie nicht ihr Gemal von einem Thurm erkannt, und einen tapfern Ausfall gethan, unter welchen er sie nebst dem Rest ihrer Bedeckung wieder ins Schloß bringen konnte.

Ysanne war reizend: ein sarazenischer General fand sie so, und wollte sich des Siegerrechtes mit Gewalt bedienen. Sie widerstand kräftiglich; endlich versprach sie ihm, wofern er sie ehrlich und standesmäßig behandelte, wollte sie ihn heurathen, wenn sie ins Sarazenenland zurükgekehrt wären. Akilan ließ sich den Vergleich gefallen, der auch von beiden Theilen getreulich vollzogen wurde. Allein während ihres Streites hatte sich das Kind, das Ysanne trug, verloren. Ein Sarazen hatt' es mitgenommen, man weiß nicht warum. Oriande, eine gute Fee, die eben durch die Luft vorüberflog, hörte das Wimmern des armen Kindes, stieg herab, fand es allerliebst und nahm es mit sich in ihr Schloß Rosefleur, wo sie's mit Muttersorgfalt erzog. Ihre Geister, die sie befragte, sagten ihr die Herkunft des Kindes; sagten ihr auch, daß es zwar getauft wäre,

aber

aber noch keinen Namen hätte. Sie nennt' es Magis.

Das andere Kind schien anfangs ein besseres Schicksal zu haben. Die Sklavin, die es trug, wurde von den Sarazenen für eine Hofdame der Königin Esklarmonde, Sorgalants Gemahlin, erkannt; christliche Seeräuber hatten sie einige Zeit vorher auf den sizilischen Küsten entführt. Ihre Königin nahm sie gütig und mit Freuden auf, und wie bezaubert durch die Schönheit des Knabens, ließ sie ihn eben so sorgfältig wie Oriande seinen Bruder erziehn, und gab ihm den Namen Vivian.

Als Magis ein Alter erreicht hatte, wo er Unterrichtes fähig, übergab ihn die Fee ihrem Bruder, dem Zauberer Baudri, dem besten Lehrer in der schwarzen Kunst, der nur zu finden war. Dieser zog an dem jungen Magis einen Schüler, der seiner werth war; bestimmte ihn auch schon in seinem vierzehnten Jahre, der tapferste Ritter auf dem Erdboden zu werden. Magis selbst bekam Lust hierzu, durch alles das, was er von den Rittern der Tafelrunde gehört hatte, von denen ihn Oriande und ihr Bruder fleißig unterhielten. Man hatte ihm gesagt, jene Helden hätten Rosse, die Feen gewesen, und

und so wunderbare Schwerter gehabt, daß blos ihr Schwirren Köpfe abgehauen und Riesen gespalten hätte. Magis wünschte dergleichen auch zu haben zu ähnlichen Thaten. „Gut! sagte „sein Lehrer, ich will dich auf die Insel Boncaut führen; sollst da das Roß Bayard erbeuten. Gefahrvoll ist das Abenteuer, aber „folgst du mir, und hast du Muth, du wirst es „glüklich bestehn.“ — „Geschwind dahin! „antwortete der Jüngling, ich fürchte nichts; „dein Rath soll mir gelten.“

Oriande billigte den Entschluß, und er wurde bald ausgeführt. Sie wußte wohl, daß von ihrem Bruder geleitet ihr Zögling nichts zu befahren hatte; und da sie aus Heldengeschlechte war, wünschte sie ihn auch groß und edel. Also führte sie ihn selbst ans Meeresufer, und ließ ihn einen Nachen zugleich mit dem Zauberer besteigen, der jedoch versprach, blos Zeuge von dem Gefechte zu seyn, das Magis mit dem Riesen Rouart halten würde, in dessen Verwahrung das Roß Bayard in einer Höhle sich befand; auch über dieses sich unsichtbar machte, um den Riesen glauben zu lassen, als ob er's blos mit einem jungen ungeübten Ritter zu thun hätte.

Jene Insel war ein Vulkan, von dem auf allen Seiten Feuer ausbrach; sie war, wie der Romanzier sagte, einer von den Schlünden der Hölle; die Teufel brachten hierher sehr oft unglükliche Verdammte, und stürzten sie in die brennende Oefnungen, durch die sie bis in die Flammen im Mittelpunkt der Erde hinabrollten. Rouart war an dergleichen Besuche auf seiner Insel gewöhnt; daher gab der Zauberer seinem Schüler den Rath, sich als Teufel zu verkleiden. Zu dem Ende hüllte sich Magis in eine noch ganz frische Bärenhaut, und bald auf allen vieren kriechend, bald aufrecht gehend, bewafnet mit einer hölzernen Gabel, erschien er auf einmal vor dem Riesen, bei dem er sich vor einen Teufel ausgab, der eben erst aus Frankreich käme. — Und wie viel Verdammte bringst du von dort mit? fragte ihn der Riese. — Noch keinen, antwortete Magis; aber ich habe alles so gut angeordnet, daß ich deren bald die Menge haben werde; ich will nur sehen, ob hier alles zu ihrem Empfang bereit ist. — Dafür sei ruhig; hier unten ist noch Platz übrig. Aber was hast du denn schönes gethan, daß du dich so berühmst? — Zur Antwort lieferte ihm Magis ein langes Verzeichniß aller Bosheiten und Sünden, zu denen er angetrieben hätte. Er hätte, sagt'

er, Karl den Großen gereizt, seine Gemalin zu schlagen, daß sie beinahe gestorben wäre; auf sein Eingeben hätte Erzbischof Turpin Gott abgesagt; von ihm verführt hätten die Mönche alle Damen und Mädchen am Hofe zu etwas aufgefordert . . . kurz, er erzählte so viel und so lange, daß endlich der Riese darüber einschlief. Eben das wollte Magis, denn das Ungeheuer konnte jezt nicht wieder erwachen, so kräftig waren die Beschwörungsworte, die er nach Anweisung seines Lehrers über ihn aussprach. Nunmehr gieng er nach der Höhle, die Bayard in sich schloß. Ein fürchterlicher Drache bewachte sie, aber auch mit dem wurde Magis fertig. Nach dem Sieg kam das Roß Bayard ihm von selbst aus der Höhle entgegen. Da es eine Fee war, und alles, was man zu ihm sagte, verstand, bat es Magis gar höflich, sich besteigen und in das Schloß Rosefleur bringen zu lassen. Bayard hatte Vernunft, nur die Sprache fehlte ihm; ein freundliches Schütteln mit der Mähne, und ein leises Stampfen war seine Antwort. Magis verstand sie, und schwang sich flüchtig hinauf. Schnell war er am Ufer, übers Meer hinweg, wieder bei Orianden. Die Fee lachte nicht wenig über den Aufzug, indem er vor sie trat. Sie befahl, Bayard sollte gepflegt werden,

wie's ein solches Roß verdiente. Magis mußte Gabel und Bärenhaut ablegen, und nun umarmte sie ihn zärtlich, denn, sagte sie, sie fände ihn nur noch liebenswürdiger, nachdem er das Abenteuer so gut bestanden hätte.

Nach diesem ersten Probestük bekam Magis bald Gelegenheit, seine Tapferkeit noch mehr zu zeigen. Ein sarazenischer König Antenor, von ausserordentlicher Stärke und Größe, Besizer des furchtbaren Schwertes Flamberg, wagt' es, Orlandens Schloß zu belagern. Magis übernahm die Verteidigung seiner Beschüzerin, und ließ sich in einen Zweikampf mit ihm ein. Antenor war stärker, als der erste Gegner des jungen Heldens; aber dieser saß jezt auf dem Rosse Bayard und trug die Waffen, die er in jenem Gefecht erbeutet hatte. Hingegen war der Heidenkönig mit Flamberg gerüstet. Jeder von ihnen nüzte seinen Vorteil. Im ersten Rennen warf Bayard den Sarazenen zu Boden; allein, Magis erlaubte ihm wieder aufzusizen, und nun begann Flamberg sein Spiel. Indem Magis seinen Streichen ausweichen wollte, ward er entsattelt, und Augenbliks von Leuten umringt, die sich um seine Beute stritten; doch wehrt' er sich ritterlich. Indessen wollte sich Antenor des Rosses Bayard

ard bemächtigen, allein, dieses ließ sich nicht so leichte fangen; es bäumte sich und schlug hinten und vorn so unbändig aus, daß es den Heidenkönig Tod zu Boden strekte. Hierauf nahm es das Schwert Flamberg zwischen die Zähne, zerstreute den Haufen, der seinen Herrn umgab, und lieferte ihm das gute Schwert in die Hände.

Bei seiner Rükkunft ins Schloß empfieng ihn Oriande mit einer zärtlichen Umarmung. Ihr Bruder mußte ihn zum Ritter schlagen; sie gab ihm die prächtigsten Feste. Mitten unter diesen Vergnügungen bemerkte Magis, daß die Zärtlichkeit der Fee gegen ihn lebhafter, und ihre Liebkosungen dringender, als die von einer Mutter waren. Er bezeigte ihr darüber ehrerbietig seine Verwunderung. Jezt glaubte sie, der rechte Zeitpunkt sei gekommen, ihm das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen. Sie entdekt' es ihm und zugleich ganz deutlich ihre Liebe. Von nun an führten sie ein Leben, wie Ogier und Morgagna in Avalon.

Aber wie dort verschwand auch hier die süsse Täuschung. Nach einigen Monaten erwachte in der Seele des Ritters Erinnerung an die empfangene Nachrichten von seiner Fa-

milie, und zugleich Sehnsucht, mit ihr bekannt zu werden. Orlande sezte sich diesem Wunsche so lang sie konnt' entgegen; aber endlich mußte sie nachgeben. Sie zog ihre Bücher zu Rath, und sagte zu ihm, er müßte den Anfang mit einem Zuge nach Toledo machen, in Begleitung ihres Bruders, den der dortige König wegen einer sehr wichtigen Berathschlagung hätte zu sich bitten lassen. Magis folgte, und sie waren bald am Hofe des Königs Galafer. Dieß war ein mächtiger Fürst; er hatte zwey Söhne, Marcillos und Baligant. Jener war mit einer sehr schönen und reizenden Prinzeßin vermält. Als die Neuangekommenen am Hof erschienen, gab sich Galafer nur mit dem Zauberer ab, von dem er die Auslegung eines quälenden Traumes haben wollte; die junge Königinn aber hatte nur Augen für Magis. Sein Lehrer deutete den Traum des alten Königs dahin, daß ehestens ein zahlreiches Heer in sein Land einfallen würde, und gab ihm dabei den Rath, die besten Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Zu dem Ende bot er ihm den jungen Magis als einen Ritter an, der tapfer genug wäre, unter ihm und seinem Sohn zu kommandiren. Der König wars zufrieden, und vertraute ihm einen Theil seiner Armee, wovon er den vornehmsten für sich behielt. Bald darauf lande-

ten

ten Perser. Galafer ließ ihren Admiral zum Zweikampf fordern, allein zu seinem Unglük. Der Zauberer mogte nicht gewagt haben, es zum voraus zu sagen, wiewohl ers gewiß vorhergesehen hatte. Ein Säbelhieb spaltete den alten König mitten voneinander. Ganz Toledo beklagte ihn. Sein Sohn Marcillos übernahm nun die Regierung und das Kommando, und bereitete sich zu einem zweyten Treffen, den Tod seines Vaters zu rächen. Magis behielt immer sein Reservekorps. Er hätte gern gefochten; aber da er doch ohne Befehl des Königs nichts thun mogte, wartet' er darauf in der Stadt, wo ihm auch die Zeit gar nicht lang wurde, denn die Königin hatte ihren Plan auf ihn seit seiner Ankunft an Galafers Hof sowohl vor als nach dessen Tode standhaft und glüklich verfolgt. Sie hatte sich ihm entdecken lassen, und er sich wohl gehütet, ihr anders als nach Wunsche zu antworten. Die Liebenden ließen keinen günstigen Augenblik vorbeigehn; sie waren noch beisammen, als der König Marcillos, fast eben so unglüklich als sein Vater, eine Schlacht und darinn seine Freiheit verlor. Er hatte nämlich, um seines Vaters Tod zu rächen, den Admiral der Perser zum Zweikampf gefordert. An dessen Stelle erschien ein Riese, der mit einem langen eisernen Haken alles dar-

niederschlug oder an sich zog, was er nur erreichen konnte, sprach allen Toledanern Hohn, und rufte laut ihrem Könige. Marcillos trat hervor und wollte ihm antworten, aber ohne ihn anzuhören, stürzte schnell der Riese auf ihn ein, erwischte ihn mit seinem Haken und trug ihn auf den Schultern ins persische Lager. Bestürzt und traurig sahen das seine Truppen, wären sie iezt angegriffen worden, so mußte man eine gänzliche Niederlage befürchten. Deswegen ließ Balligant den Magis mit seinem Korps zu Hülfe rufen. Man fand diesen bei der Königin, die über den Gegenwärtigen den Abwesenden ganz vergessen hatte. Doch bald erwachten die Verliebten aus ihrem Taumel, und Magis nahm sich vor, den König zu befreien. Sogleich schickt' er dem Riesen eine Ausforderung auf den folgenden Tag; dann kam er zurück, den größten Theil der Nacht in der Stadt zuzubringen. Im Zweikampf besiegte ganz natürlich Magis den Riesen, troz seines langen Hakens. Marcillos wurde frei. Allein nun schlug der persische Admiral eine dritte entscheidende Schlacht vor. Auch in dieser gewonnen die Toledaner; Marcillos brachte den Mörder seines Vaters um. Die feindlichen Truppen, die nun keinen Anführer mehr hatten, ergaben sich, und boten sogar dem König

die

die Krone ihres Landes an. Marcillos schlug sie aus, und wollte sie dem Magis abtreten. Aber dieser mogte sie auch nicht; als ein Christ Sarazenen zu beherrschen dünkte ihm zu gering; über dieses war er General und Günstling des Königs Marcillos. Endlich nahm sie Balligant an, und gieng mit den Persern wieder zu Schiffe.

Inzwischen behielt Marcillos noch einen Feind, den König Akilan von Majorka, der persische Partie genommen hatte. Das verdiente Bestrafung; Magis bekam den Auftrag. Sehr ungern übernahm ihn dieser, denn er entfernte ihn von der Dame seines Herzens; aber thun mußt' ers doch. Er landete in Majorka und belagerte Akilans Hauptstadt.

Man erinnere sich, daß eben dieser Akilan vor ohngefähr zwanzig Jahren die Pinzeßin Ysanne nebst den beiden Kindern ihrer Schwester geraubt hatte; man erinnere sich auch an ihren Entschluß, ehe sie mißgehandelt würde, lieber diesen König zu heuraten. Sie hatte von ihm einen Sohn Bridoyne, der nur ein Jahr jünger als Magis war. Dieser wußte schon das Geheimniß seiner Herkunft; wußte also auch, wie nahe ihm Akilan und Ysanne

 waren;

waren; aber that sich dessen nicht aus. Da er auch jenem weiter keine Schonung schuldig war, bekämpft' er ihn gleich und war so glüklich, ihn zu erlegen. Ysanne, voll Bestürzung und Furcht, der feindliche General mögte mit ihrem Sohne nicht besser verfahren, glaubte sich ihn geneigt machen zu müssen. Sie ließ ihn daher zu einer geheimen Zusammenkunft einladen. Magis, schon gewöhnt an Liebesebenteuer, und ohne Furcht von den dabei möglichen Gefahren, nahm sie an. Vielleicht täuschte sich die Königin selbst, wußte selbst nicht deutlich, was sie für Magis empfand. In einem schönen Garten geschah die Zusammenkunft. Sie begann mit Thränen, die Ysanne über den Tod ihres Mannes vergoß, und über das Schicksal ihres Sohnes, den sie dem Ueberwinder zu empfehlen wagte. Ihn noch mehr zu rühren, sagte sie ihm, sie wäre von eben der Religion wie er, wäre auch eine Christin. — „Das bin ich wohl,“ versezte Magis, und fragte sie nach ihrer Familie. So führten mehrere Fragen endlich zur Entdeckung. Die Folge davon war der Friede zwischen Toledo und Majorka. Bridoyne ward wieder auf den Thron gesezt, und bekannte sich zu einem Lehnsmann des Königs Marcillos, jedoch als Christ; ihm folgten alle seine Unterthanen.

Magis

Magis blieb noch einige Zeit auf der Insel, dann kehrt' er zurük nach Toledo, wo Marcillos mit der Vollziehung seines Auftrags sehr zufrieden war, obgleich Mahomet dabei verloren hatte.

Oriandens Zögling hielt sich noch eine Zeitlang in Toledo auf, ein Liebling des Königs, noch inniger aber und geheimer der Königin. Doch die lezte süsse Verbindung ward endlich gestört, und das trieb Magis, neue Abenteuer zu suchen. Er ließ keine Gelegenheit entwischen, wo er die schöne Königin ohne Zeugen unterhalten konnte; er war jung; der Wunsch mit ihr zu kosen kam also öfters wieder. Zulezt ward es der Hof gewahr, und ein Neider ihres Glüks war boshaft genug, die Sache dem guten König Marcillos zu hintertreiben. Eines Tages, als dieser Fürst auf der Jagd, und der General unter einem scheinbaren Vorwand im Pallast geblieben war, wurde ihm gesagt, wenn er sogleich umwenden wollte, würd' er jenen mit der Königin zärtlich beschäftiget antreffen. Der schwache König ließ sich überreden, einen Argwohn aufzuklären, wo er besser gethan hätte, ihn für ungegründet zu halten. Er kam zurük, und es fehlte nicht viel, so wär' Ueberzeugung auf bloßen Verdacht gefolgt.

folgt. Zum Glük verstand Magis die schwarze Kunst. Sobald er die Thüre aufmachen hörte, murmelt' er gewisse Worte, rief Orianden an, und — war ein kleines niedliches Hündchen, das zu den Füssen seiner schlafenden Gebieterin liegend, sie beschüzen zu wollen schien, und ihrem Gemahl selbst knurrend die Zähne wies. Der König von Toledo konnte nichts sagen, aber daß es nicht richtig wäre, glaubt' er doch immer, denn Magis war ihm zu gut als Hokuspokusmacher bekannt. Dieser merkte selbst, daß der König ihm nicht recht traute; er befürchtete, die Königin mögt' es entgelten müssen, und faßte deßwegen den Entschluß, in christlichen Ländern Dienste zu suchen.

Er war schon einige Zeit herumgeschweift, als ihm ein Ritter mit einem kleinen armseelig bekleideten Gefolg begegnete, und ihn um Hülfe ansprach. Er ließ sich nicht lange bitten, denn er suchte rühmliche Abenteuer. Der unglükliche Ritter war Herr der Stadt Montbran, aber jezt vertrieben durch eben den König Sorgalant, der das Schloß Aigremont belagert hatte. Eine Zeit von zwanzig Jahren und drüber hatte den Haß der Sarazenen gegen den Herzog Beuves nicht austilgen können. Jezt war er mit einem neuen Zuge gegen ihn beschäf-

beschäftigt, und hatte sich der Stadt Montbran bemächtiget, blos weil er es nicht rathsam fand, einen so festen Plaz im Rükken zu lassen. Ihn daraus zu vertreiben, nahm jezt Magis auf sich. Daß man ihm sagte, der Sarazene sei ein fürchterlicher Riese, schrekte ihn nicht; er brennte vor Begierde, den Feind seines Vaters umzubringen. Die Königin Esklarmonde bekümmerte ihn so wenig als ihr Pflegesohn Vivian, denn er wußte nicht, daß dieser sein Bruder war. Er ließ also gleich nach seiner Ankunft vor der Stadt den König Sorgalant zum Kampfe fordern. Sein Bothschafter war Espiet, ein kleiner Dämon, den ihm sein Lehrer beim Scheiden in Toledo zurükgelassen hatte, ihm nach Befinden Diener, Herold und Knappe zu seyn; ein kleines, schelmisches Teufelchen, von dem wir manches Stükchen in der Folge sehen werden. Indem dieser seine Bothschaft warb, wußt' er Sorgalants Eitelkeit so zu schmeicheln, daß er, den Sieg für ohnfehlbar haltend, die vorgeschlagene Bedingungen eingieng, daß nämlich wenn er überwunden würde, er mit seinem Herrn das Schloß räumen, und nach Palermo abziehen wolle. Tags darauf erfolgte der Zweikampf und endigte sich mit dem Tod des Riesen. Jezt mußte wohl seine Armee die Bedingungen desselben

selben erfüllen. An seine Stelle schlug die Königin den jungen Vivian vor; doch ließ sie sich von ihm versprechen, er wolle sobald als möglich zurükkommen, um den Herzog Beuves zu bekriegen. Hierauf seegelte Vivian mit seinen Sarazenen ab zur Krönung nach Palermo. Sein Bruder kannte ihn immer noch nicht.

Der Herr der Stadt Montbran war nun wieder im ruhigen Besiz seines Ländchens, und Magis konnte ihm nichts weiter helfen. Er war daher schon willens, sein Vaterland zu besuchen, als er erfuhr, daß sein Grosvater, Arnold von Monteler, von Kayser Karl dem Grossen in seiner Burg belagert würde, weil er das Unglük ihm zu mißfallen gehabt hätte. Diese Nachricht lenkte ihn auf einen andern Weg; er nahm sich vor, seinen Grosvater zu helfen, in das Schloß zu kommen, und zugleich Lebensmittel hinein zu bringen. Alles das war sehr schwer; aber sein Dämon Espiet schafte Rath. Er ließ seinen Herrn sich als Kardinal verkleiden; zugleich wußt' er aller Augen so zu blenden, daß ihnen Bayard ein Maulesel zu seyn dünkte. Auf dem saß er selbst, mit dem guten Schwert Flamberg in der Hand, das man für das Kreuz eines päbstlichen Legaten ansehen mußte. Einige andere ihm untergebene

Teu-

Teufelchen machten das übrige Gefolge aus, und führten Pferde, die das geblendete Auge für Reliquien und Agnus Dei hielt. Die ersten Wachen halten sie, wiewohl ehrerbietig an, und führen sie zum Kayser. Mit dreister Stirne sagt Magis dem Monarchen, der heilige Vater schicke ihn nach dem äussersten Norden, die Heiden zu bekehren, doch hab' er ihm befohlen, sich unterwegs bei dem Schlosse Montcler zu verweilen, weil S. H. unter allen christlichen Fürsten Frieden wünsche, und ihm aufgetragen, dem alten Arnold zur unvorzüglichen Unterwerfung zu überreden. Sehr zufrieden wollte ihn Karl einige Tage im Lager behalten, und ihn prächtig bewirthen; allein der falsche Kardinal stellte sich sehr geschäftig, und eilte nach Montcler. Hier gab er sich seinem Grosvater zu erkennen, und ward mit der innigsten Zärtlichkeit empfangen. Die Hülfe, die er brachte, erfrischte den Muth der Besazung. Arnold wagt' es jezt, dem Kayser sagen zu lassen, er hätte nun im Schloß einen Ritter, der dem tapfersten der seinigen Truz bieten könne. Karl sah nunmehr, daß er betrogen war, und wüthete vor Zorn. Er bot alle seine Ritter zur Rache auf, und alle waren bereit. Ogier von Dännemark war es, den Magis vorzugsweise zu seinem Kämpen wählte. In diesem

Ge-

Gefecht zeigten beide Ritter, was sie vermogten. Auf Seiten Ogiers sah man hohen Muth, Stärke, Geschiklichkeit und Erfahrung. So viel hatte Magis in sich selbsten nicht, aber was ihm abgieng, ersezte seine Kunst. Espiet und seine Gefährten täuschten den braven Ogier alle Augenblike. Sie wandten seine Streiche aber so, daß wenn er seine Lanze gegen Magis richtete, wenn dieser davon hätte sollen durchbort werden, er nur in die Luft gefochten hatte. Wieder wenn er sein Schwert aufgehoben hatte, daß es im Niedersinken mit all seiner Schwere Oriandens Zögling hätte durchspalten müssen, so gut als sein Roß, zeigte sichs, daß beide dem Streich ausgewichen waren, und die Klinge über einen halben im Boden stekte. Endlich nach einem Gefechte von mehrern Stunden hielten's die Geister für genug. Sie täuschten Ogier noch einmal, indem sie ihm eine Gestalt wie Magis sehen liessen, die nach der Stadt zu floh. Ogier sezte ihm nach, drang mit hinein; aber sobald er im Schlosse war, wurden die Thore verschlossen, und er mußte sich gefangen geben, zum großen Erstaunen der königlichen Armee, und Karls großer Betrübniß.

Eben

Eben dieses Stükchen spielten Magis und seine Geisterchen bei mehrern Gelegenheiten. Der glükliche Erfolg machte ihn endlich kühn, und reizte ihn zu einer Unvorsichtigkeit, die er beinahe hätte bereuen müssen. Es fiel ihm ein, selbst in das feindliche Lager zu gehn, um zu hören, was der Kayser von seinen Abenteuern seit einigen Tagen dächte. Seine Verwunderung, dacht' er, würde ihm viel Vergnügen machen, und in der That war's im Anfang ein lustiger Auftritt. In Pilgerkleidung schlich sich Magis heimlich aus dem Schloß, und kam durch einen großen Umweg ins Lager des Kaysers. Er sang Liederchen von dem Merkwürdigen und Wunderbaren, das er auf seiner Wanderschaft gesehen hätte. Karl hörte ihm mit Bewunderung zu, und ließ sich manches mehr als einmal singen. Aber noch mehr erstaunt' er, als ihm Magis einen Stab von gemeinem Holz mit den Worten zeigte: „Gnä„digster Käyser, dieser Wallerstab ist aus Holz „von Zedern des Berges Libanon gemacht, „auf die Rosen von Jericho geimpfet waren. „Alle Jahre in der Weihnachtsnacht treibt er „Blüthen, die sich bis zum Erscheinungsfest er„halten. Ueberdieß ist er in das Wasser des „Jordans an der Taufstelle selbst getaucht, und „dadurch eine Art von Reliquie geworden. Ich

„glaube, das Geschenk sei Eurer werth, und „bitt' Euch, es anzunehmen.“ Karl that es und befahl zugleich seinem Schazmeister, dem Pilger reichlich zu lohnen. Aber zum Unglük erkannte jemand unter der Wallerkutte eben den, der vor einigen Tagen den Kardinal gespielt hatte, und entdekte seine Vermuthung dem Kayser. Dieser fand sie auch so wahrscheinlich, daß er den falschen Pilger auf der Stelle festhalten ließ.

Dießmal war an ihm die Reihe zu lachen. Magis sollte gehenkt werden. Allein, wenn auch die Kunst des Zauberers ihn nicht von Thorheiten zurükhielt, so verhütete doch die Wachsamkeit seiner Geister, daß sie ihm nicht schaden konnten. Der getreue Espiet führte ihm seinen Vetter, den König von Majorka, mit Heeresmacht schleunig zu Hülfe. Kayser Karl mußte die Belagerung aufheben, und zog davon. Zuvor aber schikt' er Magis wieder nach Montcler, und verlangte dagegen Ogier zurük. Dieses bewilligte Arnold nicht allein, sondern er gab auch allen französischen Rittern, die seine Gefangene waren, die Freiheit wieder, und ließ sich bei dem Kayser entschuldigen und ihn seiner Ehrfurcht versichern. Karl begnadigte ihn dagegen, und der Krieg war nun zu Ende.

Jedoch

Jedoch der Zauberritter blieb in dem Schlosse nicht lange müßig. Eben als Arnold seinem Vater, dem Herzog Beuves, Nachricht von sich geben wollte, erfuhr er, daß die Burg Aigremont von Vivian belagert würde, der, seinem Versprechen gemäß, mit Esklarmonden, den alten Feind Sorgalants zu bekriegen, wiedergekommen war. Auf diese Nachricht erbot sich Magis, allein dahin zu gehn, sich seinen Eltern bekannt zu machen, sie zu befreien und zu rächen. Kühn war der Vorsaz, aber Arnold hatte zu Magis so viel Zutrauen, daß ers ihm erlaubte. Also wanderte Magis mit seinem treuen Espiet fort nach Vivians Lager. Beide schienen elend ausgerüstete Ritter zu seyn; Bayard ein Knochengerippe, und Flamberg ein altes verrostetes Schwert. In diesem Aufzug verlangt er mit dem König und der Königin zu sprechen. Er wird vorgelassen, und mit einem Ton, mit einer Dreistigkeit, die sich zu seinem Anzug gar nicht schikt, sagt er zu beiden: „König und Königin von Montbrain, „ich komm', euch aufzufordern, daß ihr euren „Göttern, Mahom und Tarvagant, entsagen „und euch christen sollet. Wo nicht, so biet' „ich euch Kampf, euch und euerm Heere, samt „und sonders. Und so ich Sieg über euch „gewinne, soll männiglich gestehn, daß du,

„König Vivian, eine Memme, und du, Köni-
„gin Esklarmonde, eine Frau sonder Zucht
„und Sitte bist.“ — Vivian glühte vor
Zorn ob einer solchen Unverschämtheit, und
befahl seinen Leuten, indem sich Magis mit sei-
nem Rößlein — denn dafür sah man's an —
herumtummelte, sich seiner zu bemächtigen. Al-
lein in diesem Augenblik zeigten sich Bayard
und Flamberg, wie sie waren; rennten und
hauten darnieder, bis sie den feindlichen Hau-
fen verjagten, und ihrem Herrn freien Weg
nach dem Schloß Aigremont öfneten. Welch
ein Anblik für Magis, als er näher kam!
Ein alter Ritter, vom Pferde gestürzt, fast
nicht mehr vermögend, einer Schaar von Sa-
razenen zu widerstehn! Sein Vater war's.
Zwar kennt er ihn nicht; aber von Mitleid
gerührt, eilt er ihm zu Hülfe, verscheucht die
Feinde, und trägt den leichtverwundeten Alten
auf den Armen ins Schloß. Die Erkennung
war noch rührender, als der erste Auftritt.
In Gegenwart der Herzogin erzählte Magis,
was ihm Oriande von den ersten Begebenhei-
ten seiner Kindheit gesagt hatte; sein Ring im
Ohr führte den Beweis für ihn. Thränen
des Entzükkens flossen.

Ein

Ein Theil der zerstreuten Famille war nun vereinigt und beschäftigte sich mit ernsthaften Vertheidigungsanstalten gegen einen Feind, von dem sie noch nicht wußten, wie nah er ihnen angieng.

Inzwischen hatte Vivian wohl wahrgenommen, daß ers mit einem furchtbaren Schwarzkünstler zu thun hätte. Er glaubte daher, ihm einen andern entgegen sezen zu müssen, und das war ein Sarazene, Nero der Zauberer genannt. Dieser Mann bezeichnete seine Ankunft in dem Lager durch Zaubereien, die jeden andern, als Magis, furchtsam gemacht hätten. Er kündigte sich selbst mit einer solchen Stimme an, daß man ihn auf zehn Meilen rings umher hören konnte. Zugleich schleudert' er durch Wälle und Mauern hindurch ins Schloß einen Wurfspieß, der einen Ritter vor den Füßen des Herzogs und seiner Gemalin durchborte. Tags darauf sprengt' er alle Fenstern und Thüren im Schloß, so daß nur noch die Mauern stehen blieben. Die Belagerten waren bestürzt, aber Magis lachte nur. „Ich will dem Spaß ein Ende machen,“ sagt' er zu seinem Vater, und ließ zugleich durch seinen Herold Espiet den feindlichen Zauberer auf den morgenden Tag zum Kampfe fordern. Seine

Stimme schallt eben so stark, als Nero's seine, der, im Vertrauen auf seine Wissenschaft und bisherigen glüklichen Erfolg, seinen Freunden ankündigte, sie würden bald Zeugen des wunderbarsten Gefechtes seyn, das sie noch gesehen hätten. Auch fanden sich die Zuschauer in ihrer Erwartung nicht betrogen. Am gesezten Tage begann der Kampf zwischen den beiden Tausendkünstlern. Magis erschien auf seinem edlen Rosse, in natürlicher Gestalt, mit seinem guten Schwert bewafnet; Nero auf einem geflügelten Hippogryfen, in der Hand ein flammendes Schwert. Doch alles war nur Gaukelspiel, da hingegen sein Gegner an Roß und Rüstung würkliche Vortheile hatte. Magis ließ sich auch nicht hintergehn; sein Ring im Ohr warnte ihn vor allen Bezauberungen, die man ihm entgegensezen konnte. Immer stieß er gerad vor sich hin, und traf seinen Gegner, wenn dieser gleich auf funfzig Fuß über ihn erhaben zu seyn schien. Auf solche Art glükt' es ihm, dem feindlichen Zauberer den linken Arm abzuhauen. Wüthend rufte der Sarazen alle seine Götter, oder wenn man will, Teufel zu Hülfe. Der Roman nennt sie Lucifer, Kain, Pilatus und Burgibus. Auf der andern Seite rief Magis den wahren Gott, seine Heiligen und Engel an. Alsobald erschienen dort ganze

Schaa-

Schaaren scheußlicher Raben, mit krummen Schnäbeln und fürchterlichen Krallen, die auf Magis eindrangen; hier aber zu seiner Verthei-digung weisse Falken, die mit den Raben kämpf-ten. Dieses Luftgefecht entschied das unten auf der Erde. Die Falken bissen und krallten alle Raben todt, und Magis führte mit seinem Schwert einen so gewaltigen Streich auf das Haupt des Zauberers, daß er's nicht nur mit-ten von einander spaltete, sondern daß auch das Schwert in die Brust eindrang, und man das Herz sehen konnte. Gierig verschlang Ba-yard dieses Herz. Augenbliks hörten Nero's Be-zauberungen auf, der Hippogryf verschwand. Triumpfirend zog Magis wieder ins Schloß.

Demohnerachtet hörte aber die Belagerung noch nicht auf. Beide Theile suchten sich Bun-desgenossen. Zum Herzog kamen Graf Arnold und Herzog Aymon von Dordogne, der auch seine vier Söhne mitbrachte, um hier ihre ersten Kriegsdienste zu thun. So verstärkt, glaubte jeder Theil, dem andern aufs neue Truz bieten zu können. Herzog Beuves ließ sogar den Kö-nig Vivian ausfordern, allein seine Kräfte wa-ren nicht wie sein Muth. Er ward entsattelt, gefangen und zur Königin Esklarmonde geschikt, die ihn lange schon in ihrer Gewalt gewünscht

 hatte,

hatte, um Sorgalants Tod an ihm zu rächen. Ohne Verzug dachte Magis auf seine Befreiung, und begehrte Kampf vom König Vivian, indem er zuschwur, blos seine natürlichen Kräfte zu gebrauchen, und nach den Gesezen der Ritterschaft zu fechten. So kämpften sie auch sonder alle Arglist und Gefährde von Magis Seiten, ohne daß einer verwundet wurde. Aber Espiet hatte nichts versprochen. Ihm stand es frei, den König durch seine Gaukeleien unvermerkt bis ans Schloß zu locken, in das ihn Magis vollends hineintrieb. Mehr verlangte Magis nicht; er wollte blos ihn zwingen, seinem Vater die Freiheit wiederzugeben. Vivian sah wohl, daß er sie zugestehen mußte, und ließ unverzüglich der Königin Esklarmonde sagen, sie sollte den Herzog Beuves freilassen, wenn sie ihn wiedersehen wolle. Die Königin, für ihren Gemal besorgt, that es ohne Zaudern. Mitlerweile war Vivian bei Magis und der Herzogin, seiner Mutter. Diese bemerkte bald in seinem Ohr den bezauberten Ring, und Erkennung war die Folge davon. Die ganze Familie war nun vereiniget; man dachte nicht mehr an Krieg und Feindschaft. Vivian ließ sich bereden, die Religion seiner Väter anzunehmen; Esklarmonde that desgleichen, und eben das auch die ganze Armee, hingerissen durch ihr

Bei-

Beispiel, zumal da sie das Mirakel von dem weissen Falken gesehen hatte. Nur die Bewohner von Montbran waren noch Heiden; der christliche Zauberer erbot sich, ihr Apostel zu werden, und reiste dahin mit dem König, der Königin und zweien Bischöfen, die Lehre mit Wundern verbinden wollten.

Magis glaubte nun, als er zu dieser frommen Verrichtung gieng, weder Roß noch Rüstung ferner nöthig zu haben, und beschloß, beides in andere Hände zu liefern. Seine vier Neffen, Herzog Aymon's Söhne, waren es, die er des schönen Geschenkes würdig fand. Und weil das Roß eine Fee, und dabei von besonderer Länge und Stärke war, so beschloß man, daß alle vier Brüder es zugleich reiten sollten. Das Schwert aber bekam vorzugsweise der älteste Bruder Reinold.

Das Bekehrungsgeschäft in Montbran gieng sehr gut von statten. Allein die noch ungläubige Nachbaren waren sehr unzufrieden mit dem König Vivian, daß er ihren Glauben verläugnet hatte. Es kam zu einem langwierigen Kriege. Magis zeichnete sich darinnen durch tapfere Thaten aus, zu denen er jedoch seine Kunst gar nicht gebrauchte. Auch Reinold

that sich hervor, befreite einsmals seinen Vetter Vivian aus der Gefangenschaft, und säbelte bei Gelegenheit nicht weniger als 12000 Sarazenen nieder. Der alte Graf Arnold blieb in einem Zweikampf. Das Ende des Krieges war zulezt dieses, daß die Sarazenen abziehn, und den König Vivian im ruhigen Besiz seines Reichs mit völliger Glaubensfreiheit lassen mußten.

Herzog Beuves hatte jezt seine beiden Söhne wiedergefunden; sah einen davon als König und Ueberwinder seiner Feinde, den andern allgemein geschäzt und bewundert als einen der mannhaftesten Ritter und geschiktesten Zauberer von der Welt; all sein Unglük schien vorüber zu seyn; es schien, als dürft' er jezo nun in Ruhe seinen und seiner Söhne Ruhm geniessen; doch so war es ihm nicht beschieden.

Kayser Karl, ein großer mächtiger Monarch, hatte zuweilen Schwachheiten und Launen, die seine Unterthanen mehr als einmal zur Empörung reizten. Jezt fiel's ihm ein, Vivians Familie wegen des erworbenen Ruhms zu beneiden. Hierzu verleitete ihn vornämlich der türkische Graf Ganelon. Dieser war ein naher Verwandter von den Herzogen Beuves und

Aymon,

Aymon, denn er stammte auch von dem berühmten Doolin ab. Ihr Vortheil hätte auch der seinige seyn sollen, aber schon seit vielen Jahren herrschte Neid und Eifersucht zwischen der ältern und jüngern Linie, und bei Ganelon hatte beides so eingewurzelt, daß er die Häuser Clermont und Aigremont als Feinde betrachtete. Er überredete also den Kayser, den Herzog Beuves nebst seinen Söhnen nach Paris zu einer neuen Huldigung in Person vorzuladen. Um auch diese Ladung nicht nur auffallend, sondern auch sogar beleidigend für den Herzog zu machen, bewog er den Kayser, dem Grafen Heinrich von Poitiers den Auftrag zu geben, einem hochmüthigen, harten Manne, der eher fähig war, einen mächtigen Vasallen noch mehr aufzubringen, als zur Unterwerfung zu bewegen. Heinrich vollzog den Auftrag ganz seinem Karakter gemäß. Er langte zu Aigremont an, als der Herzog eben an Tafel saß; sprach im Namen seines Herrn trozig und stolz, drohte, schimpfte sogar, bevor er noch gesagt hatte, was er eigentlich wollte. Endlich lief dem guten alten Herzog die Galle über; ausser sich, ergriff er ein Messer und warf es nach dem ungeschikten schmähenden Botschafter so unglüklich, daß es ihm ins Herz fuhr, und ihn mitten im Saal todt

zur

zur Erden strekte. Es entstand ein großer Lärm, und man fühlte gleich, was für Folgen die traurige Begebenheit haben könnte. Die Begleiter des Grafen brachten seinen Leichnam nach Paris, ein Schauspiel, das den schon aufgebrachten Monarchen noch mehr erbittern mußte. Er wollte den Herzog mit den grausamsten Martern bedrohen lassen, wollte ihn zittern machen, damit er sich ihm zu Füßen legte; aber er fand niemanden an seinem Hof, der kühn genug gewesen wäre, seine Absichten zu befördern. Endlich erbot sich sein Sohn Lothar, den Auftrag zu übernehmen; allein die Art, wie er's that, zog traurige Folgen nach sich. Stolz auf seine Geburt und die Größe seines Vaters, sprach er aus noch höherm Ton, als Graf Heinrich; und nicht viel fehlte, so hätt' er mit diesem gleiches Schicksal gehabt. Doch gelang es ihm noch, daß er entwischen konnte, nachdem er zuvor den größten Theil seines Gefolgs hatte umbringen sehen. Der Krieg ward sogleich angekündigt. In diesem fiel König Vivian durch Karls des Großen eigene Hand; das beugte den armen Herzog Beuves. Er sezte zwar den Krieg noch eine Zeitlang fort, aber ohne rechten Muth; er hatte, sagt der Roman, den Tod im Herzen. Endlich erhielten seine Verwandten von ihm, daß

er

er um Frieden bat. Gerhard von Roußillon war Unterhändler, und schloß ihn unter Bedingung, daß Herzog Beuves dem Mörder seines Sohnes alles aufs demüthigste abbitten sollte. So hart das auch war, unterwarf sich doch der Herzog, und machte sich auf den Weg nach Paris, den Kayser nicht nur um Gnade, sondern auch um die Erlaubniß zu bitten, daß er ihm bei seinen Zügen gegen die Ungläubigen dienen dürfte. Er war schon der Hauptstadt nahe, als der boshafte Graf Ganelon, aus Furcht vor einer Aussöhnung, die der bessere Theil der Nazion wünschte, aber die ihm hätte schädlich seyn können — (weil vielleicht seine verborgenen Ränke wären entdekt worden) — auf den schwarzen Anschlag fiel, den armen Herzog ermorden zu lassen. Zu dem Ende schikt' er ihm einen Haufen von Leuten, die ihm ergeben waren, entgegen; diese mußten unter einem ganz nichtigen Vorwande Händel an ihm suchen, und dabei sagen, daß sie auf kayserlichen Befehl ihm das Leben nähmen. Herzog Beuves glaubte in diesem lezten schwersten Schlage einen Schluß der Vorsehung zu erkennen, dem er nicht entgegenstreben könnte. Er seufzte und verschied.

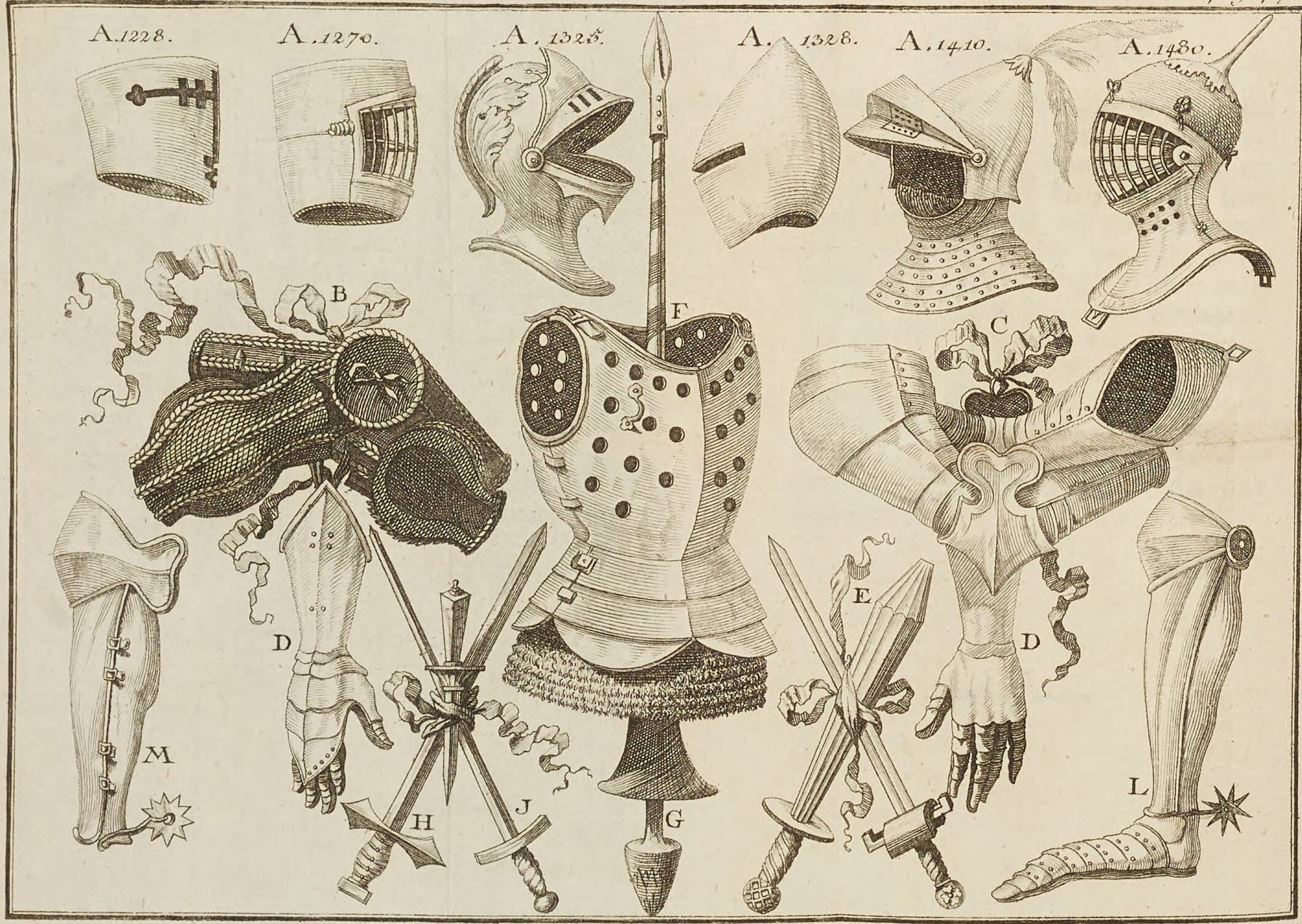
Nur zwey von seinen Leuten überbrachten die Nachricht von seinem Tode, der eine dem Kayser,

der

der andere der Herzogin und ihrem Sohne. Karl beklagte sein Schicksal, sagte sich feyerlich von allem Antheil an dem Meuchelmorde los, und wollte die Thäter selbst bestraft wissen. Allein Ganelon, dessen Maaß von Frevelthaten noch nicht voll war, fand Mittel, dem Kaiser zu verbergen, daß er auch diese angestiftet hatte; ja, er stellte sich sogar, als bedauert er den Erschlagenen, und wollte seine Mörder aufsuchen, deren Rettung er doch beförderte. Die Herzogin und Magis weinten lange um ihren Mann und Vater, und dachten endlich auch auf Rache. Doch damit gelang es ihnen erst nach vielen Jahren, wie wir in der folgenden Geschichte der Aymon's Söhne selbst sehen werden.

H—ß.

2. Nach-



Rüstungen der alten Ritter.

Wolff sc. Berol.

2.

Nachtrag
zu der
Abhandlung vom Ritterwesen
in dem ersten Bande dieser Bibliothek.

Ich habe geglaubt, daß eine Abbildung der Rüstungen der Ritter nach antiken und treuen Mustern jedem Leser angenehm seyn müsse, weil ihre Namen ihm auf allen Seiten der Ritter-Romane aufstoßen. Ich liefre sie daher, nach einem Kupferstich kopirt, der solche selbst von Originalen entlehnt hatte. Hier folgt ihre Erklärung.

A. A. A. A. A. A. Helme aus verschiedenen Jahrhunderten; den von 1270 führte der heilige Ludwig.

B. Armschienen von gesottenem Leder, mit Nähten von weissem Leder.

C. Eiserne Armschienen.

D. D. Panzer-Handschuhe.

E. Tur-

E. Turnierschwerter und Keulen.

F. Turnierharnisch, mit dem Panzerhemd.

G. Lanze aus einem Turnier vom Jahr 1389.

H. Schwert und Dolch.

I. Schwert des Herzogs von Bourbon.

L. Eiserner Beinharnisch.

M. M. Eiserner Beinharnisch des Herzogs von Bourbon.

Die Streitaxt war ein sehr gefährliches und mörderliches Gewehr. Graf Tressan besaß eine von diesen Aexten. Sie war ganz von Eisen, mit Gold damascirt, und ohngefähr zwey Fuß lang. Am obern Theil ragte eine dreyeckigte, fünf Zoll lange Spitze hervor. Am Queerkreuz war auf der einen Seite eine Beilklinge; ihre Schneide betrug in der halben Biegung fünf Zoll in der Länge. Auf der andern Seite, die drey Zoll hervorgieng, befand sich ein Hammer, mit einem länglichten Knopf am Ende. Alles zusammen wog 15 Pfund.

R.

II.

Volks-Romane.

Eine lesenswürdige Historie vom Herzog Ernst in Bayern und Oesterreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reisen begeben, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihm nach dem Leben gestanden, wiederum begnadet worden.

„Es regierte in dem Herzogthum aus Bayern und „Oesterreich vor alten Zeiten ein Hochgeborner „Fürst, mit Namen Herzog Ernst,“ dieser vermählte sich, nach seiner adelichen Frömmigkeit, mit Jungfrau Adelheid, König Lothar's Tochter. Von diesem stammte Ernst, der Held unserer Geschichte, ab. Er verlor sehr bald seinen Vater, doch gute Erziehung und Anlage machten ihn frühzeitig der Regierung würdig. Er hatte gutes Lob unter Ritter und Grafen, insonderheit war ein Graf bey ihm, der hieß Wezelo, der ihm ganz nahe

nahe verwandt war. Diese zween Herren hielten sich stets bey einander.

Adelheid lebte in der strengsten Eingezogenheit des Wittwenstandes, und es kostete die dringendsten Ueberredungen, sie zu bewegen, Kaiser Otto, nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, Ottogeba, die Hand zu geben. Ernst lebte mit dem Kaiser, seinem Stiefvater, in dem besten Verständniß, doch war es von kurzer Dauer. Es war einer am Hof, Heinrich Pfalzgraf, ein ungetreuer falscher Mann, der konnte die Einigkeit und das ruhige Leben nicht sehen, das der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne hatten. Er zündete den Ofen seines falschen, bösen Herzens mit dem Feuer seines Neides an. Er hinterbrachte dem Kaiser, Ernst stünde ihm nach dem Leben, und bewog ihn heimlich, Mannschaften zusammen zu bringen, Ernsten aus dem Lande zu jagen. Der Pfalzgraf, an der Spitze dieses Heeres, fieng nun an, ihm seine Länder zu verwüsten und Städte wegzunehmen. Zwar brachte Ernst in der Eil bey 4000 Mann zusammen, schlug auch Heinrichen, allein dieser bediente sich dieses Umstandes, den Kaiser noch mehr gegen Ernsten aufzubringen. Ernst bat den Kaiser in einem Schreiben um Verzeihung, allein weder dieses,

ses, noch die Vorbitte der Kaiserin waren wirksam. In diesem Drang rufte die Kaiserin Gott an, und eine Stimme vom Himmel entdeckte ihr: „Pfalz„graf Heinrich ist schuldig an diesem üblen „Verfahren allen", welches sie sogleich ihrem Sohne bekannt machte. Ernst that hierauf mit seinem Freund Wezelo einen Zug nach Frankreich, alsdann nach Speyer, wo der Kaiser einen großen Reichstag hielte. Sie ritten in den kaiserlichen Hof, der Diener hielte die Pferde, und Ernst und Wezelo giengen in des Kaisers Zimmer. Hier fanden sie Heinrichen allein mit dem Kaiser, Ernst warf ihm sein treuloses Betragen vor, und durchstach ihn an des Kaisers Seite, der sich durch einen vier Klafter hohen Sprung in eine Kapelle rettete. Dieser Vorfall zog die ganze kaiserliche Ungnade nach sich. Wir wollen unsern Lesern nicht beschwerlich fallen mit der nun folgenden weitläuftigen Beschreibung des Krieges zwischen Ernst und dem Kaiser. In weniger Zeit waren seine Länder in den Händen des Kaisers, und um den Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten der Feinde Einhalt zu thun, entschloß er sich, zu weichen, und einen Zug nach dem heiligen Grabe zu vollbringen. In Constantinopel begab er sich auf ein großes mit allem wohlversehenes Schiff, und segelte mit zwölf Schiffen ab. Nach sechs Wochen glücklicher

Fahrt entstand ein so heftiger Sturm, worinn alle zwölf Schiffe zu Grunde giengen, und Ernst war in unbekannte Gewässer verschlagen. Endlich fanden sie Land; Ernst mit seinen Rittern saßen zu Pferde, um Nachrichten einzuziehen. Verschiedene Tage vergiengen, ehe sie es wagten, in eine vor ihnen liegende ansehnliche Stadt zu reiten, in welcher sie zwar Palläste und zugerichtete Tafeln und Betten, aber keine Einwohner fanden. Der Verfasser berichtet uns, daß es die Stadt der Agrippiner gewesen, deren König mit seinen Bürgern ausgezogen, um die Tochter eines Königs aus India, welche mit eines Königs Sohn vermählt war, wegzunehmen. Ernst nahm die gute Zeit mit an, sie besahen die lustigen Plätze um die Stadt ohne alles Gefährt, indem sieht Graf Wezelo ein großes Heer daher ziehen, und waren die Leute also gestaltet: von unten auf bis an den Hals waren sie schön, und oben hatten sie Kranichhälse. Dieses war der König mit seinen Agrippinern, welche mit ihrer Beute, der Prinzeßin, zurück, und endlich in den Saal kamen, wo sich Ernst und Wezelo hinter die Thür versteckt hatten. Sie aßen und tranken sich voll, und der König bot der schönen Jungfrau, welche neben ihm saß, zum öftern den Schnabel, daß sie ihn küssen sollte, sie

wendete

wendete aber den Mund, wie billig, stets hinum. Solcher Trübseligkeit der Jungfrau erbarmten sich die beyden Ritter, und dachten darauf, sie zu retten. In dem Augenblick, da sie dem Könige sollte zugeführet werden, auch schon von zwey Dienern bis auf ein seidenes Hemde entkleidet war, sprangen die männlichen Helden hervor, schlugen dem einen Diener den Kopf ab, allein der andere entlief, und brachte dem König die Nachricht. Da grölzte der König, sprang aus dem Bette, und stach die Jungfrau in beyde Seiten mit seinem spitzigen Schnabel, daß ihr das Blut herunter floß, und fiel zu Erden. Sogleich durchstach Ernst den König, trieb mit Wezelo die Agrippiner aus der Kammer, und gieng zur Jungfrau, welche sehr hart verwundet war, und nach wenigen Worten in seinem Arm starb.

Ernst und Wezelo schlugen sich nun durch die Agrippiner, um das Thor zu erreichen, welches verschlossen war. Aus Geschick Gottes trug es sich zu, daß die Ritter auf dem Schiff ihrem Herrn zu Hülfe kamen, das Thor mit Streitäxten öfneten und ihm Luft machten. Sie fochten zwar noch in offnem Felde, griffen auch das Schiff an,

doch mußten sie endlich, ohne den Tod ihres Königs zu rächen, abziehen. Sie giengen nun wieder in See, allein nach vier Tagen ward ihr Schiff durch Sturm an den Magnetenberg getrieben, an dem er scheiterte. Viele der Ritter und Herrn kamen um, und Ernst mit Wezelo und fünf Dienern retteten sich in ein an dem Berg liegendes Schiff.

Dem sonderbarsten Zufall hatten sie ihre Erhaltung zu danken. Die Todten, welche sie in dem Schiffe fanden, legten sie oben darauf, und bald kamen die Greifen geflogen, nahmen sie weg, und brachten sie ihren Jungen. Wezelo rieth, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um über das Meer zu kommen. Er ließ sich mit seinem Freund in Ochsenhäute nähen und auf das Schiff legen. Der Greif kam, und trug sie in sein Nest; auf gleiche Art folgten ihm vier Diener (denn der fünfte konnte sich nicht selbst einnehen, und mußte auf dem Schiffe sterben), welche ihn mit Wezelo in einem Walde wieder antrafen. Sie nahmen ihren Weg an einem Strom hinunter, welcher endlich seinen Lauf mit abscheulichem Brausen durch einen grossen Berg nahm. Ernst befahl seinen Dienern, Bäume abzuhauen und eine Flöße zu machen, auf diese setzten sie sich und überliessen sich dem Lauf des Stroms. Einen halben Tag schwammen sie

in

in Finsterniß und Gefahr. Sie kamen auch an einen Berg, welcher wie Feuer leuchtete, von diesem schlug Herzog Ernst ein Stück ab, diesen Stein heisset man zu Latein Unio, zu Deutsch Carfunkel. Nach der Durchfahrt durch den wüsten Berg gelangten sie in ein Land, dessen Völker nur ein Aug hatten ober der Nasen, diese heisset man in Latein Cyclopes, und wohnten in India, oder sonst heisset man dasselbe Land Armaspi. In diesem Lande wurden sie sehr wohl empfangen, und besonders Ernst und Wezelo von dem König sehr geliebt. Dieser König hatte verschiedene Völker zu Feinden, die Sciopodes, das heisset auf Deutsch, daß sie nicht mehr denn einen Fuß haben, damit bedecken sie sich, wenn die Sonne heiß scheinet, und laufen so geschwind, daß niemand erlaufen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen — Die Panochi, mit so großen Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen, — und die Riesen. Ernst überwand sie alle durch Muth und Klugheit, und führte von jedem dieser Völker einen Mann mit sich. Noch hatte Ernst von einem Volk in India gehöret, welche sehr klein seyn und stets Streit mit den Kranichen haben sollten. Auch zu diesen begab er sich, half ihnen gegen ihre Feinde, und schlug und schoß deren

so viel zu Tode, daß die Innwohner länger denn ein ganzes Jahr an ihrem Fleisch zu essen hatten. Statt der ansehnlichen Geschenke an Gold und mancherley Edelsteinen, welche der König ihm vortragen ließ, erbat er sich nur zwey kleine Männlein. Hierauf nahm er Urlaub und fuhre mit seinem Volk wieder in Agrippam, wo er vom König wohl fünf großer Städt und Schlösser bekommen. Als Herzog Ernst mit seinen Dienern nach dem Mittagsmahl am Gestade des Meeres gieng, sahe er ein Schiff anlanden; er näherte sich demselben und erfuhr daß sie aus India kämen, an den eingebornen Sohn Gottes glaubten, und wegen ihres Glaubens große Kriege mit dem König von Babylonia führten. Ernst ließ sogleich das Schiff mit Lebensmitteln versorgen, nahm seine wunderliche Leute zu sich, und fuhr mit den Mohren in Indiam. Der König, von seiner Ankunft unterrichtet, gieng an das Gestad des Meeres, und empfieng Herzog Ernsten mit großer Reverenz. Nach einiger Zeit kam ein Bote des Königs von Babylonia, der sprach zum König: Wenn du nicht von deinem Glauben wilt abstehen, so will er dich mit deinem Land und Leuten verderben und verbrennen, darnach weist du dich zu richten. Herzog Ernst

antwortete dem Boten, sag deinem König, er soll kommen, wir wollen seiner warten als tapfere Kriegsleute.

Beyde Könige führten ihre Armeen zu Felde, und bald standen sie in Schlachtordnung gegen einander. Ernst führte das Panier des Königs von India, die Zeichen zur Schlacht wurden gegeben. Da man nun zum drittenmal bließ, fienge sich ein Schießkrachen an und so ein groß Geschrey, daß mans wohl eine Meil hätte hören mögen. Die Heiden drangen auf das Panier ein, das ward ihnen aber übel gelohnt, denn Wezelo mit den Dienern und Riesen schlugen tapfer auf sie ein, indessen es der König an andächtigem Beten hinter der Fronte nicht ermangeln ließ. Das Blut floß unter den Todten daher wie ein Bach, daß mancher Heid und Mohr elend ertrinken mußte. Der König von Babylonia gieng selbst auf Ernsten los, allein Wezelo gab ihm einen harten Schlag mit seinem guten Schwert, daß er mit dem Roß zu Boden fiel, und von Wezelo gefangen wurde. Der Verlust ihres König's machte die Heiden verzagt, und fiengen an die Flucht zu nehmen, die Mohren rannten

ihnen mit großer Gewalt nach, erstachen ihrer viele, daß der heidnischen Hunde wenig davon kamen. Ernst hatte einen seiner Diener dabey verloren. Der gefangene König wollte seine Freyheit mit großem Gelde wieder erkaufen, allein der König von India bestand darauf, er solle den christlichen Glauben annehmen, doch auf Zureden des Herzogs ließ er ihn gegen andere Bedingungen los, besonders daß er Ernsten mit seinen Gefährten und wunderlichen Leuten nach Jerusalem bringen wolle. Ernst kam durch das Land des Königs von Babylonia ohne Abentheuer nach Jerusalem. Ernst hielt sich daselbst bey dem König ein ganzes Jahr auf, indessen der Kaiser durch Pilgrimme Nachricht von seiner Zurückkunft erhalten hatte. Er gieng sodann über Paris und Rom nach Nürnberg, wo der Kaiser einen Reichstag hielt. An einem Christtag traf er die Kaiserin in der Kirche an, er nahete sich ihr und bat ein Allmosen durch Christum willen, von wegen ihres Sohnes Ernsten. Die Kaiserin antwortete ihm: Ach, lieber Freund, meinen Sohn hab ich lange Zeit nicht gesehen, wollte Gott, daß er noch am Leben wäre, ich wollte euch ein gutes Botenbrod geben. Worauf er

sich

sich ihr entdeckte. Es kam noch darauf, Ernsten mit dem Kaiser auszusöhnen, die Kaiserin bat ihn also, daß du Morgen wollest kommen, wann der Bischoff von Bamberg das Evangelium hat gesungen, und mit dem Herrn Grafen Wezelo, dem Kaiser, deinem Vater zu Fuße fallest, und ihn bittest um Christus willen um Verzeihung, so will ich heute den Bischoff bitten und andere Herren, daß sie sollen deinethalben sich gegen den Kaiser bemühen, und statt deiner einen Fußfall thun — Den folgenden Tag ward dieser Entwurf ausgeführt, und Ernst und Wezelo erhielten vom Kaiser den Kuß des Friedens. Hierauf wurde öffentliche Tafel gehalten. Ernst überzeugte den Kaiser gänzlich von seiner Unschuld. Er erzählte dem Kaiser seine Geschichte, ließ ihm seine wunderliche Leute vorführen, und beschenkte ihn mit dem im Berg abgeschlagenen Carfunkel.

Nun verwunderte sich der Kaiser sehr, und sprach zu seinem Sohn: Dieweil du, mein lieber Sohn, dich soviel versuchet hast, so verheiß ich dir vor allen meinen Herren, daß du dein Land wieder besitzen sollst, und will dir noch mehr

Städte

Städte dazu übergeben. Das er auch that. Nun ward der Tag mit großen Freuden vollendet, und ritte Herzog Ernst und Graf Wezelo in sein Land u. s. w. Eine Erzählung verschiedener Wunderwerke, welche die fromme Kaiserin gethan, machen das Ende dieser Geschichte.

Ss.

III.

Deutsche Romane.

I.

Schertz mit der Warheyt. Vonn guttem Gespräche, In Schimpff vnd Ernst Reden, vil Höfflicher, weiser Sprüch, lieblicher Historien, und Lehren. Zu Vnderweisung vnd Ermanung, in allem thun vnd Leben, der Menschen, Auch ehrlichen Kurtzweilen, Schertz vnd Freudenzeiten, zu erfrewung des gemüts, zusamen bracht. Jetzund New, vnnd vormals dermassen nie außgangen. Cum Priuilegio Imp. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, Bei Christian Egenolff, Im Mertz. Des Jars nach der Geburt Christi vnsers erlösers. M. D. L. (80 Blätter in Folio und mit Holzschnitten.)

Geschichte des Romans, und Roman.

Dieses alte deutsche Buch gehört zwar eigentlich nicht unter die Romane, im strengen Verstande genom-

genommen, nach welchem darunter eine fortlaufende zusammenhangende Erzählung der wunderbaren erdichteten Begebenheiten einer Person verstanden wird. Der Herausgeber dieser Bibliothek hat aber, wie dem Verfasser dieses Aufsatzes dünkt, in dem Fortgange seiner Bibliothek genugsam zu erkennen gegeben, daß er sich an die strenge Bedeutung des Worts Roman nicht binden; sondern auch kurze Erzählungen von Begebenheiten, sie mögen wirklich geschehen oder erdichtet seyn, es mag dabey eine Sittenlehre zum Grunde liegen, oder nicht, der Inhalt mag entweder auf das delectare oder prodesse, oder beydes zugleich abzwecken, mit in seine Bibliothek einreihen wolle. Wir halten also dafür, daß diesem Werke, als einer Sammlung von erdichteten und wahren Erzählungen und Fabeln, welchen auch scherzhafte und ernsthafte Reden und Sinnsprüche mit untergemischt sind, hier eine Stelle gebühre, und dieses um so mehr, je mehr es, im Ganzen genommen, den öffentlichen Geist der Zeiten, worinn es geschrieben worden ist, im Denken und Schreiben, darstellt.

Von diesem Werke ist in dem vorigen Jahrhunderte eine neue vermehrte Auflage in Oktav durch einen katholischen Geistlichen veranstaltet worden; wir können aber nicht mehr angeben, weder

weder wie dieser Herausgeber geheissen, und in welchem Jahre die Herausgabe geschehen, noch in wie weit diese Ausgabe vermehrt worden ist. Der Verfasser des Buchs hat sich nicht genannt, vermuthlich ist er aber ebenfalls ein katholischer Geistlicher. Der Inhalt besteht theils in Erzählungen und Anekdoten, die zu damaliger Zeit unter dem Volke gäng und gäbe waren, theils aus Fabeln, Erzählungen und Anekdoten aus alten griechischen und lateinischen Geschichtschreibern, und aus den damaligen neuern italienischen Schriftstellern, besonders dem Boccaz; ungefähr im Geschmack der Acerra philologica, und dem Werthe nach sehr ungleich. Sie sind unter folgende Rubriken geordnet: 1. Von Keysern, Königen, Fürsten vnd Herren. 2. Von freien Reden. 3. Von Schmeychlern. 4. Von List, Gescheitigkeyt, Lügen vnd Betrug. 5. Von der Warheyt. 6. Von Lügen. 7. Von Frawen vnd Jungkfrawen, guten und bösen. 8. Von Lehr vnd Gehorsam der Aeltern. 9 Vom einfalt vnd Narrheyt. 10. Von Pfaffen, München vnd Nunnen. 11. Vom bösen Geyst. 12. Von Gerichts Händeln vnd Personen. 13. Vom Geitz und Wucher. 14. Von Träumen. 15. Von Meysterschafft und Künsten. 16. Von Trunckenheyt, Essen und Trincken. 17. Vom Beichten. 18. Freie Reden schlechter Leut. 19. Vom Todt, Sterben vnd Weissagung vorm letzsten ende. Der einzel-

nen Schimpf (Scherz) und Ernst Reden, höfflichen weisen Sprüch, lieblichen Historien vnd Lehren sind in allem 221. Um die Leser mit dem Werke noch bekannter zu machen, will ich zuvörderst eine Erzählung in der dem Werke eigenthümlichen Sprache und Rechtschreibung zum Besten geben, und dann noch einige andere Stücke, in unser modernes Gewand eingekleidet, nachfolgen lassen. Die durch **Nathan den Weisen** des Herrn **Leßing** merkwürdig gewordene Erzählung von den drey Ringen erzählt der Verfasser nach dem Boccaz folgendermaßen.

Wie ein Jud durch geschickte antwort dem Soldan auff ein fehrliche Frage, einem fallstrick entgienge.

König Soldan vonn Babilon, hatte zu einer zeit inn grossen Kriegen, den mehrern theyl seiner schätz verkriegt, vnnd einer grossen summ gelts notturfftig war. Nach langem bedencken fiel jm in ein Jud, mit namen Melchisedech, ein Reicher wucherer, gesessen in Alexandria, Aber als er jn on massen geitig erkandt, sorget er würd jm nicht bald mit gutem willen mit dem gelt dienen, Wiewol jn grosse not zwang, doch darumb den Juden nit wolt tödten oder zwingen, schicket derhalben nach jm, empfieng jn züchtig-

lich, sitzt zu jm nider, vnd sprach: Melchise-
dech, guter man, ich hab vernomen wie du inn
Göttlichen geschrifften ein weiser man seiest,
darumb ich gern von dir verstan wolte, welches
vnder den dreien gesatzen, der Juden, Heyden
vnd Christen, du für das beste vnd warhaff-
tigs glaubest? Der Jud merckt wol, der Sol-
dan wolt ein vrsach an jn suchenn, gedacht, er
müst antwort geben, dadurch er weder verdacht,
noch in seinen worten möcht gefangen werden,
allen dreien gesetzen ein genügen thun müste,
dem Soldan antwort: Genediger Herr, ewer
fürgelegte Materi ist schön vnd aller ehren wir-
dig, damit ich aber euch antworten mög, so
will ich vorhin ein kleyne Histori sagen, vnd
was sich darinn begeben, erzelen. Es war ein-
mal ein Reicher man, der vnder all seinem
reichthumb vnnd schatz ein schön kleynot hätte,
eiñ edlen schönen güldnen ring, den er vmb sei-
ner grossen schöne vnnd tugent willen nimmer
wolt auß seinem geschlecht lassen kommen, vnd
verschüff also, daß allwegen bei seinem letsten
sun der ring bleiben solt, der dessen vor den
andern solt ein erb sein, auch allweg vmb des
ringes willen von den andern geehrt werden.
Nun ward der ring einem sun, der hatt drei
sün, alle gerad, schön, vnd jrem vatter gleich,
die des rings tugent alle wißten, jeglicher be-

sunder den vatter vmb den ring bat; wann Gott über jn gebôte, daß er jm vor den andern den ring werden liesse. Der gut alt vatter, der gegen seinen dreien sunen gleiche liebe trug, nit wol wissen mocht, welchem er den ring geben vnd lassen solt, versprach den ring eim jegklichen besonder in geheym, vnd zwen ander ring dem ersten gleich machen ließ, also daß er selber einen vor dem andern nit erkennen mocht. Da nun der gut alt man kranck warde, vnd villeicht wol seines lebens end erkandt, jegklichem sun besonder heymlich einen ring gab, deßhalb jegklicher nach seines vatters todt meynet erster vnd wirdiger zu sein, seinen ring fürbracht, der erst vnd wirdigest sein wolt. Dise sach ward gestelt zu erkennen welcher der recht erb sein solt, Da fand man, daß die drei ring einander also gleich waren, daß man den ersten nit erkennen mochte, also bleibs hangen, vnd mit Warheyt niemandt darüber sein vrteyl fellen mocht. Also mag ich Genediger Herr, zu ewer fürgelegten frag sagen, der dreier gesetz halben, die den dreien geschlechten von Gott geben wardenn, daß jegklichs geschlecht das sein für das beste, gerechtest helt vnnd glaubt, aber welches vnder den dreien das gerechtest sei, als der ring, bleibt hangen, Dann das alleyn Gott zu wissen ist. Da der Soldan des Juden weißheyt vernomen hette,

dabei

dabei erkandt, daß er sich meysterlich auß dem gelegtenn netz erlöset hette, vnd war dem Soldan ein groß gefallen, öffnet dem Juden alle seine not, vnnd was er mit jhm willen het gehabt zu thun, wa er sich nit so meysterlich außgeredt, vnnd geantwort hat. Da der Jud den Herren also benötigt sahe, liehe er jm die summa gelts, der er notturfft war, jm williglich zu lieb ward, Darumb jm der Soldan ein genügen thar, vnd hinfür allzeit wol hielte.

Von einem diebischen Wirth und einem Kriegsmann.

Eine wahre Geschichte.

Es begab sich, daß ein Kriegsmann, der viel Geld im Kriege erbeutet hatte, wieder in seine Heimath ziehen wollte. Unterwegs kam er in ein Städtchen zu einem Wirthe, dem er einen Beutel mit viel Kronen aufzuheben gab. Am andern Morgen forderte er seinen Beutel wieder; der Wirth gab ihm solchen, hatte aber zuvor das Geld herausgenommen, und statt dessen Steine von gleicher Schwere hineingethan. Dem Soldaten ahndete nichts Gutes, er öffnete im Beyseyn des Wirths seinen Beutel, und fand statt des Geldes, Steine. Er dringt darauf, daß ihm der Wirth sein Geld

herausgeben sollte; dieser läugnet, daß er etwas herausgenommen habe, schilt jenen einen Schelm und Bösewicht, und beschuldiget ihn, daß er selbst der Dieb sey; beyde zanken sich, bis es endlich zum Handgemenge kömmt. Der Soldat schreyt um Hülfe, und als das Volk zusammenläuft, ist der Wirth so listig, den Soldaten zuerst anzuklagen, daß er ihm in der Nacht eine Kiste erbrochen und Geld herausgenommen habe. Der Soldat hingegen erzählet dem Volke, was ihm begegnet, und zeigt ihm seinen Beutel mit den Steinen vor. Aber der Wirth, der ohnehin schon bey dem Volke in Gunst stand, vertheidigte sich so listig, daß man ihm glaubte, und den Soldaten ins Gefängniß legte, worinn er lange Zeit zubrachte. Nach einiger Zeit kam der Teufel zu ihm ins Gefängniß, und versuchte ihn auf folgende Weise: Kriegsmann, wenn du mir folgen und dich mir anvertrauen willst, so will ich dir zu deinem Gelde und aus dem Gefängniß helfen. Der Soldat erschrak, weil er es nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, daß jemand in einen so wohl verschlossenen Thurm zu ihm hineinkommen und ihn anreden könnte, und frug ihn, wer er sey, wie er hereingekommen, und was er begehre. Der Teufel nennte sich, und sagte ihm alles. Der Soldat kreuzte sich,

zitterte und sprach: Böser Feind, mit dir hab ich nichts zu schaffen, du kannst nichts als verderben und zu ewiger Verdammniß führen, hilfst keinem Unschuldigen, sondern verführest nur. Jesus Christus, mein Erlöser, wird mir aus diesem finstern Thurme helfen. Meine Sünden haben es wohl verdienet, daß ich dieses Schicksal leide, ob ich es gleich jetzt nicht verdienet habe. Dann rief er den Allmächtigen herzlich an, ihn in dieser schweren Versuchung nicht zu verlassen. Der Satan, der dieses nicht erdulden konnte, verschwand. Des andern Tags kam er aber wieder, und sprach zu ihm: er sollte sich nicht selbst versäumen, es sey schon im Rathe beschlossen, daß er an den Galgen gehenkt werden sollte, der Wirth habe viel Gunst und Freunde beym Rath und Gericht; er würde ihm nichts abgewinnen, es wäre denn, daß er seinem Rathe folgte. Der Soldat blieb aber unerschrocken, weil er wohl wußte, daß der Teufel ein Lügner sey, ermannete sich und sprach: Was willst du mir rathen? Ists meiner Seelen Seligkeit nicht zuwider, so laß ichs geschehen; wo nicht, so soll mich Gott dafür behüten. Der Satan antwortete: Morgen wird man dich vor Gericht stellen und des Diebstahls anklagen: da mußt du einen Vorsprecher aus dem Volke wählen, der deine

Aussage bekräftige. Willst du nun; so will ich dich wohl ausreden. Damit du mich aber kennest, so wirst du mich in einem schwarzen Mantel, grünem Hute, mit einer großen weißen Feder, unter dem Volke sehen. Glaube mir, ich will die Bosheit des Wirths an den Tag bringen, und ihn mit mir zur Hölle führen. Und damit schied er ab. Des andern Tags wurde der Soldat vor das Gericht geführt und heftig angeklagt. Er aber läugnete beständig, und that seine Gegenklage. Man gab ihm auch, wie es der Gebrauch war, zu, sich einen aus den Umstehenden zu seinem Beystande und Sprecher zu erwählen. Als sich nun der Angeklagte umsahe, und einen im schwarzen Mantel und grünen mit weißen Federn geschmückten Huthe erblickte, sprach er: Ich sehe zwar keinen Bekannten, vertraue aber dem allmächtigen Gott und meiner gerechten Sache, laßt jenen dort mit der weißen Feder hören, vielleicht wird er etwas zur Sache dienliches zu reden wissen. Er wurde also herzu gerufen, und ihm zu reden erlaubt. Da fieng dieser ohne allen Bedacht also an: Der Wirth ist ein verzweifelter Dieb und Bösewicht, und nicht dieser Kriegsmann; er zeigte sodann an, wo er das gestohlne Geld hingelegt, und daß er schon mehrere, die jedermann wohl kannte, be-

stohlen

stohlen und beraubt habe. Und, ihr Richter, fuhr er fort, wo ihr ihn nicht an den Galgen henken laßt, so wird ihn doch der Teufel mit Leib und Seele hinführen. Der Wirth erschrak über diese Worte, fieng an zu schwören und dem Teufel sich zu ergeben, wo er jemals in Sinn gehabt habe, jemand einen Heller zu veruntreuen; und wenn sich dieses findet, wie dieser Bösewicht von mir ausgiebt, sprach er, so hole mich der Teufel von Stund an. Sogleich fuhr der Teufel zu, nahm ihn vor jedermans Augen, führte ihn hinweg, so daß niemand erfuhr, wo er hinkam. Also wurde der Soldat errettet, und fand sein Geld, wie der Teufel angezeigt hatte. Ist eine wahrhaftige Geschichte.

Schwämme der großen Herren.

Vespasian nennte seine Amtleute, Keller- und Rentmeister seine Schwämme. Denn, sagte er, wenn sie durch Schinden und Schaben der armen Leute reich geworden wären, und sich wohl gefüllet hätten, so käm' er hernach, und drückte sie aus, daß sie wieder trocken würden.

Wem Gott wohl will, dem ist geholfen. Von eines blinden Schmeichlers Glück.

Ein König saß oben in einem Saale mit andern Herren zu Tafel, und speiste. Gegenüber unter einem Hausthore, nach welchem der König hinsehen konnte, standen zwey Blinde. Da schrie der eine: O, wie wäre dem so wohl geholfen, dem der König helfen wollte! Der andere Blinde fieng auch an zu rufen: o, wie wäre dem so wohl geholfen, dem Gott helfen wollte! und so rief immer ein Blinder um den andern, als der König aß. Der König wollte versuchen, was diese Blinde für Glück hätten, und ließ zwey Kuchen backen; in den einen that er etliche Gulden, daß er schwer; in den andern Todtenknochen, daß er leicht wurde. Hierauf befahl er, den schweren Kuchen dem Blinden zu geben, der zum Könige um Hülfe gerufen hatte, und dem andern, der Gott um Hülfe angerufen hatte, den leichten Kuchen. Da nun jeder seinen Kuchen hatte, giengen sie zusammen, und frugen einander, was ihnen geworden wäre? Der eine sprach, ich habe einen leichten Kuchen erhalten. Da dachte der andere bey sich selbst, der meinige ist schwer, daß ich glauben sollte, es sey Haberbrod, ich habe immer gehört, man solle das Brod nach

der

der Leichtigkeit, und den Käse nach der Schwere kaufen; sprach also zum andern: Lieber, laß uns tauschen. Es geschah. Am andern Morgen kam letzterer wieder und rief abermal: O, wie wohl ist dem geholfen, dem der König helfen will! der andere Blinde kam aber nicht wieder, weil er genug hatte. Der König kam und frug den Blinden, wo er seinen Kuchen hingethan habe? Dieser antwortete: ich habe mit dem andern Blinden getauscht, weil sein Kuchen leichter gewesen ist, als der meinige. Da versetzte der König: der andere Blinde hat also recht gerufen, daß dem wohl geholfen sey, dem Gott helfen wolle. Du sollst nichts haben, darum bleib in Armuth.

Lüge von einem Bären.

Einer gieng durch einen Wald, und sah einen alten blinden Bären, der eines jungen Bären Schwanz im Maul hatte, und sich auf solche Weise von ihm führen ließ. Jener ergriff seine Büchse, schießt hin, und schießt dem jungen Bären den Schwanz am Leibe ab; läuft alsbald hinzu, ergreift den abgeschossenen Schwanz, und führet so den blinden Bären zwey ganzer Meilen bis nach Stuttgard, mitten auf den Markt; denn der Bär glaubte, der junge führe ihn noch.

Ein jeder hat sein Kreuz. Von einem Ritter.

Ein Kaufmann wollte nach Lion auf die Messe reiten. Er kam durch einen Wald, wo ein Edelmann gejagt hatte, und man brachte Hirsche und Rehe nach. Der Kaufmann lobte den Edelmann gegen seinen Knecht, daß er so ein schöner Mann sey, rühmte und sagte viel Gutes von ihm. Der Knecht, dem dieses wohlgefiel, ritt voraus, und sagte seinem Herrn, daß ein Kaufmann aus fremden Lande ihn sehr gepriesen und gesagt habe, daß er der Glücklichste auf Erden sey. Der Ritter begab sich zum Kaufmann, unterhielt sich mit ihm, und frug ihn, wo er herkäme, wohin er wolle, und dergleichen. Als sie nahe zur Stadt gekommen waren, frug ihn der Ritter, wo er diese Nacht herbergen wolle? Der Kaufmann sprach. Im besten Gasthof. Ihr sollt, versetzte der Ritter, diese Nacht mein Gast seyn. Der Kaufmann ließ sich bereden, und ritt mit ihm. Als sie in den Hof geritten waren, empfieng ein Knecht des Kaufmanns Pferd, und versprach, für dasselbe zu sorgen. Als dieser in die Stube getreten war, waren gleich saubere Hemden da, und ein fuchsener Rock, denn die Walen sind höfliche Leute. Als man zur Tafel gieng, kam des Ritters Frau mit zwey Töchtern, wohl geziert, und

und empfiengen den Gast. Man saß zu Tisch, der Kaufmann sah die Frau an, und die zwo Töchter, die köstliche Kredenz, und alles, und dachte bey sich selbst: Wie kann einem Menschen besser auf Erden seyn, als diesem Ritter! er hat, was sein Herz begehrt. Man trug viel Trachten auf; er aß und trank. Darnach bracht man in zwey silbernen Schüsseln das Haupt eines Mannes mit einem langen Bart. Der Kaufmann erschrak und dachte: o weh mir! morgen wird man dein Haupt auch also zu Tische tragen. Man trug es alsbald wieder weg, und brachte eine andere Tracht; aber der Kaufmann mochte nicht mehr essen. Die Frau tröstete ihn und legte ihm vor. Und als man gegessen hatte, trank man noch einen Schlaftrunk, dem Kaufmann wurde ein Schlafzimmer angewiesen, er verriegelte die Thür inwendig, so wie man solches auch auswendig gethan hatte. Nun waren viel Umhänge an den Wänden; der Kaufmann wollte sie alle beschauen. Da hiengen Armbrust, da Harnische, da Panzer, da Spiesse, da Köcher, und in einem Winkel war auch ein Umhang, er sah dahinter: da hiengen zwey todte Jünglinge, die waren erstochen. Der Kaufmann fürchtete, man würde ihn auch dazu hängen. Das Licht verlöschte ihm; er legte sich in den Kleidern auf das Bett, und die Nacht ward

ihm

ihm lang. Als es Tag war, riegelte man aussen die Thüre wieder auf, und der Kaufmann rüstete sich wieder zur Abreise. Man gab ihm am Morgen zu essen; der Ritter kam und sprach: Herr, wie habt ihr diese Nacht geschlafen? Nie, antwortete der Kaufmann, ist mir eine Nacht länger geworden, als diese. Der Ritter: Warum? Sind die Leilachen nicht sauber gewesen? Der Kaufmann: Alles sauber; aber als ich sehen wollte, was hinter allen diesen Umhängen verborgen sey, und hinter jenem im Winkel dort die zwey Todten sah, da fürchtete ich, ein gleiches Schicksal zu befahren. Und wenn mir zuweilen die Augen zuglengen, so kam mir das Haupt mit dem Barte vor, und die zwey Todten, und so habe ich eine lange Nacht gehabt. Ich bitte euch, lieber Herr, laßt mich in Frieden von dannen reiten. Der Ritter sprach: Ihr seyd Leibs und Guts sicher: Ihr habt zu meinen Knechten gesprochen, wie so glücklich ich auf Erden sey. Wahr ists, ich habe, was zu einem guten Leben gehört; ihr wißt aber nicht, was mir anliegt. Das Haupt mit dem Bart war eines Ritters; den hab ich ergriffen im Ehebruch mit meinem Weibe, und hab ihm den Kopf abgehauen; alle Tage laß ich ihn über Tisch bringen, damit meine Frau dessen, was sie gethan hat, immer ein-

eingedenk bleibe. Die zwey unterm Umhange im Winkel waren die Söhne meines Bruders; sie wurden von den Freunden desselben Ritters erstochen, ob sie gleich unschuldig waren; sie konnten mich nicht umbringen, darum haben sie diese umgebracht. Die hab ich dahin gehenkt, und gehe alle Tage hieher, sie zu sehen, damit ich ergrimme, das unschuldige Blut zu rächen. Betrachtet nun, wes guten Lebens ich auf Erden habe, wenn ich dort den Ehebruch vor mir sehe und hier das unschuldige Blut dieser beyden hinter dem Umhang. Darum, lieber Kaufmann, haltet keines Menschen Leben eher für gut oder bös, ihr habt es dann baß erfahren, wie das meinige.

Ein Urtheil, hinterlegt Geld betreffend.

Zwey Gesellen hatten ein Kapital gemein, das in fünfhundert Gulden bestand, das gaben sie einer Wittwe in Verwahrung, daß sie dasselbe keinem allein, ohne den andern, wieder geben sollte. Darnach giengen sie fort ihrem Gewerbe nach. Nach Verlauf eines halben Jahrs kam der eine zur Wittwe und foderte das Geld; die gute Frau war auch so einfältig und gab es ihm. Einige Zeit darauf kam der andere auch, sagte, sein Gesell wäre gestorben, und verlangte das Geld ebenfalls. Die

Wittwe berichtete ihm, daß es der andere schon, unter dem nämlichen Vorwande, als ob er, der es jetzt fodere, gestorben sey, verlangt und erhalten hätte. Da dieser aber auf der Ausbezahlung seines Antheils bestand, und die Sache unter ihnen nicht geschlichtet werden konnte, giengen sie vor Gericht. Da war ein weiser und gelehrter Mann, der erbarmte sich des Weibes, und gieng mit ihr vor Gericht, und bat, man solle ihm vergönnen, das Wort zu thun. Die Räthe waren froh und sprachen Ja. Da sprach er also: Diese Frau gesteht, daß sie das Geld keinem allein hingeben soll; er gehe also hin, und suche seinen Gesellen, und bringe ihn her; sind sie beyde bey einander, so will sie ihnen das Geld geben, und das verloren haben, was sie voraus gegeben hat. Das ward auch durch Urtheil erkannt.

E—d.

2.

Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Dieselben äussern in Dero Bibliothek der Romane die Meynung, daß der Simplicissimus zuerst ums Jahr 1669 müßte herausgekommen seyn. Diese Dero Muthmaßung ist Wahrheit. Ich besitze zwey Auflagen von 1669, welche aber beyde wesentlich, sowol im Druck als Format, von einander unterschieden sind.

Der Titel der vermuthlich ältesten heisset:

„Der Abentheuerliche Simplicissimus, „Teutsch, das ist, die Beschreibung des „Lebens eines seltsamen Vaganten ge„nant Melchior Sternfels von Fuchs„haim, wo und welcher Gestalt Er nem„lich in diese Welt kommen, was er darin„nen gesehen, gelernet und erfahren und „ausgestanden, auch warum er solche wie„der freywillich quittirt. Ueberaus nütz„lich und manichlich nützlich zu lesen.

„An Tag gegeben von Herman Schleif-
„heim von Sulzfort. Mompelgart.
„Gedruckt bey Johann Fillion. Im Jahr
„MDCLXIX. 1stes bis 5tes Buch. 618
„Seiten in 12.“

Der Titel des zweyten ist folgender:

„Neu eingerichteter und vielverbesserter
„Abentheurlicher Simplicissimus“

und so weiter, genau wie vorhero, nur anstatt daß dort . . . . . Fuchshaim, wo und welcher Gestalt, so stehet hier, wie, wo und welchergestalt. Die ersten 5 Bücher erfüllen 608 Seiten, und enden sich mit eben den Worten:

„an meisten gelegen, nemlich ein seeliges
„Ende.“

Hierauf kommt der neue Titel:

„Des neueingerichteten, und vielverbes-
„serten Abentheurlichen Simplicissimi
„Fortsetzung und Schluß durch Herman
„Schleifheim von Sulsfort. Mompel-
„gart, bey Johann Fillion. 1669.“

Die Seitenzahl aber gehet fort, und endet sich mit 772. in 12. etwas größer wie voriges. Der Beschluß dieses Buchs vermeldet an den hoch-

hochgeehrtesten und großgünstigsten Leser, daß Samuel Greiffenson von Hirschfeld der Verfasser sey . . . . so ich dem Leser zur Nachricht „nicht bergen wollen, diesen Schluß „habe ich nicht hinterhalten mögen, weil er „die ersten 5 Theile bey seinen Lebzeiten in „Druck gegeben. Der Leser lebe wohl. Dat. „Rheinnec, den 22. April. Anno 1669.“

H. J. C. V. G.

p. zu Cernheim

Meine Muthmaßung bey diesen zwo verschiedenen Auflagen in einem Jahre gehet dahin, daß die erste noch bey Lebzeiten des Verfassers besorgt worden, guten Abgang gefunden, und dieses die Veranlassung zur Fortsetzung gewesen, in diesem Jahre noch gestorben, und bereits die 2te ebenfalls noch in dem Jahre gedruckt worden. Es könnte aber auch seyn, daß die 2te ein Nachdruck wäre, indem beyde Titelkupfer einander nicht gleich.

Das Wort neu eingerichteter beziehet sich, daß bey dieser über jedem Kapitel der Inhalt stehet, welches bey der 1sten mangelt.

In dem Catalog. der Vockerodischen Bibliothek finde ich folgendes Buch:

„Der Simplicinianische Weltkucker, s. Abentheuerlicher Jean Rebhu. 3 Theile. 1678. in 12.

Und in der Eberhardtischen Bibliothek

„Simplicissimi alberner Briefsteller. Leipzig 1725.

Vielleicht giebt es noch mehrere Schriften, deren Titel mit diesem Worte stafiert ist.

IV. Ro-

IV.

Romane
der Ausländer.

Histoire & plaisante chronique de petit Jehan de Saintré.

Geschichte des Romans.

Dieser Roman wurde im Jahr 1724 von Morel neu herausgegeben. Frey von dem Abentheuerlichen und Feenhaften, das so oft, gleich einem bösen Dämon, das Vergnügen und den Glauben der Leser, bey der Lektüre der Ritter-Romane, stört, verbindet dieser mit der Auseinandersetzung der Sitten seines Zeitalters, mit den Gemälden der Trachten, Gebräuche und Seele der damaligen Feste, so viele Annehmlichkeiten, daß er ohnstreitig den ersten Platz in dem Fach seiner Gattung einzunehmen verdient. Aber eben wegen dieses Mangels am Wunderbaren und Unglaublichen, und eben wegen dieses Blicks in sein Jahrhundert, und der Wahrheit seiner Schilderungen, habe ich ihn unter die Rubrik der ausländischen, und nicht der Ritter-Romane, geordnet, zumal da letztere

durch die runde Tafel, die Karollinger und Amadisse überflüssig bevölkert ist.

Herr * * hat diesen Auszug nach dem Auszug des Grafen Tressan in der Pariser Bibliotheque des Romans übersetzt; ein Auszug, dem man, bey seiner meisterhaften Rundung, bey dem Feuer seines Stils und der überschwenglichen Arbeit, mit dieser Genauigkeit den Geist eines so dicken Buches zu liefern, und sich durch alle seine Irrgänge durchzuwinden, nicht ansehn sollte, daß es das Werk eines 74jährigen Greises wäre, der auf seinem Lager der entsetzlichsten Schmerzen der Gicht unterliegt, aber Graf Tressan hat schon mehr Wunderwerke der Art geleistet, wohin sein Auszug aus Huon gehört, dem wie Wielands Oberon, eine neue Blume in Wielands Kranz, verdanken.

Graf Tressan hält den Roman des Saintré mit König Johanns Regierung nicht für gleichzeitig, sondern glaubt vielmehr daß seine Entstehung in die Zeiten Carls VI. gehöre, und ein cadeau sey, das der Verfasser der liebenswürdigen Isabeau de Baviere machte. Schön Mühmchen war eine von den beyden Töchtern Carls, Königs von Navarra.

R.

Der

Der Roman. *)

Der Hof Königs Johanns von Frankreich war einer der glänzendsten in Europa, so wohl wegen der Macht dieses großen Monarchen, als auch wegen der Pracht und Würde, womit die erhabene Seele dieses großen Königs und die liebenswürdigen Eigenschaften der Bonna von Luxemburg, seiner Gemahlin, prangten. In ihrem ganzen Umfang wurden zu jenen Zeiten die ächten Pflichten eines edlen und tapfern Ritters ausgeübt; und niemals haben sich geheime Liebesverständnisse (wenn es welche an diesem Hofe gab) besser in den Schleyer der Anständigkeit und Verschwiegenheit einzuhüllen gewußt, als damals.

Der Herr von Pouilly, einer der mächtigsten und berühmtesten Ritter in Touraine, hatte den jungen Saintré unter seinem Gefolge mit nach Paris genommen, wo er seinem Könige den Eid der Treue schwören wollte. Der alte Herr von Saintré, der sein Nachbar, dazu von gleichem Ran-

*) Der Ausdruck im Original ist: la Dame des Belles-Cousines. Diese Benennung kömmt ohne Zweifel daher, weil diese Dame aus königlichem Geblüte war, und von der Königin gewöhnlich „schön Mühmchen“ genennt wurde.

Range und sein Freund war, vertrauete ihm seinen einigen Sohn an. Es war damals Gewohnheit, daß Leute vom ersten Range sich nicht selbst der Erziehung ihrer Kinder auf ihren Landgütern unterzogen; sondern sie der Sorgfalt derer Anverwandten und Freunde überliessen, die sie am meisten hochhielten, um ihnen durch ihren Rath und edles Beyspiel die wahre und letzte Erziehung zu geben. Es war eine besondere Ehre, wenn man von einem Vater zu einem solchen Geschäffte ausgesucht wurde.

Der junge Saintré gefiel den Edelknaben des Hofes, welche er alle an Fleiß und Geschicklichkeit übertraf, ohne ihnen doch seine Vorzüge fühlen zu lassen; eine Beleidigung in jedem Alter! Die Aufmerksamkeit, mit welcher er den Unterricht seiner Vorgesetzten anhörte und befolgte, machte ihn auch bald bey diesen beliebt. Selbst der König, dem er unter der Menge dieser jungen Leute vorzüglich in die Augen fiel, als er einst ein unbändiges Pferd zähmte, und schon bey dieser Gelegenheit Proben seines Muths und seiner Geschicklichkeit sehen ließ, verlangte vom Herrn von Pouilly, daß er ihn mit den Edelknaben seines Hofes auferziehn lassen sollte. Obgleich Saintré damals erst dreyzehn Jahr alt war, so machte er sich doch sehr bald durch sein artiges Betragen bey dem

Könige so beliebt, daß er ihn aus der Zahl der übrigen Pagen auswählte, um ihn auf die Jagd zu begleiten, und unter dem engern Zirkel derjenigen Pagen zu seyn, die an der Tafel bey königlichen Gastmahlen *) aufwarten mußten.

Eine von den Prinzessinnen, die vermöge ihrer Geburt das Recht hatte, bey königlichen Gastmahlen zugegen zu seyn, unterließ sehr selten, sich dabey einzufinden. Die Königin liebte sie; jedermann suchte ihren Umgang; ihre schöne Gestalt war die Zierde der Bankette, und ihr Witz die Seele der Feste.

Diese Dame, die unser Autor aus guten Gründen schön Mühmchen nennt, stand in der Blüthe ihrer Jahre, und war die Wittwe eines vornehmen Prinzen, dessen graue Haare leider noch die geringsten von seinen Mängeln gewesen waren. Den konnte sie nun freylich nicht lange betrauren! Nichts natürlicheres war zu vermuthen, als daß sie, bey so vieler Tugend und Schönheit, bald zum zweytenmal heyrathen würde; aber sie

*) Bey den Banquets Royals ist niemand gegenwärtig, als die Kinder des Königs, nebst ihren Gemahlinnen. Die Söhne und Töchter des Königs haben das Recht, an dieser Tafel zu speisen, zuweilen erhalten aber auch die Enkel die Erlaubniß dazu.

sie wußte nur allzu gut, daß die Ehen von Personen ihres Standes mehrentheils nach politischen Gründen geschlossen werden, und selten glücklich ausschlagen; sie gelobte es sich also im Stillen, glücklich und im Stand der Freyheit zu leben. Wir überschlagen hier in unserm Autor die lange Litaney aller der Gründe, warum eine schöne Wittwe nicht wieder heyrathen soll. Mit einer bewundernswürdigen Gelehrsamkeit citirt er uns die Beyspiele der Apostel, des Cato Censors, des h. Hieronymus, Virgils und noch vieler anderer, und giebt sich die Mühe, die Stellen selbst auszuschreiben, die sich hierauf beziehen. Unter allen diesen mannichfachen Ursachen und Bewegungsgründen, deren er Erwähnung thut, wollen wir nur Einen auswählen, den, der uns die meiste Wahrscheinlichkeit und zugleich die meiste Beziehung auf die übrige Geschichte zu haben scheint.

Schön Mühmchen war von Natur lebhaft und empfindsam, aber sich dessen noch nicht bewußt. Ein alter, verdrießlicher, mürrischer Gemahl, mit dem sie jedoch zum Glück nur ein Jahr verheyrathet gewesen war, hatte weder Gaben noch Zeit gehabt, sie das fühlen zu machen. Die schöne Wittwe weidete sich jetzt bloß an der Betrachtung ihres neuen Standes und den Bildern süßer Freyheit, die sie nun ihr ganzes Leben

hindurch genießen wollte. Sie war von Natur großmüthig und wohlthätig, und schmeckte schon im Geiste das süße Vergnügen der Freygebigkeit und Mildigkeit, das ihre großen Reichthümer ihr erlaubten in Ausübung zu bringen. Man wird leicht glauben, daß sie von ihrer Gesellschaftsdame fast angebetet wurde. Wenn es ihr Stand ihr nothwendig machte, in öffentlicher Versammlung nur kalte Höflichkeit und Würde gegen sie anzunehmen, so entschädigte sie sie hingegen, sobald sie mit ihnen allein war, durch die Annehmlichkeiten ihres Witzes, durch sanfte Vertraulichkeit und durch tausend theure Beweise, daß sie in ihnen nur Freundinnen sehe, die zu ihrem Glück beytrugen. — Aber noch bedurfte sie ihres Raths und ihrer Verschwiegenheit nicht. Ob sie gleich eine sehr lebhafte Einbildungskraft und alle die jugendliche, ihrem Alter angemessene Munterkeit besaß, so hatte sie doch zu gute Grundsätze eingesogen, und zu guter Erziehung genossen, als daß sie Geschmack an den plumpen Possen und lächerlichen Schauspielen ihrer Zeit hätte finden können. Eine ihrer Lieblingsvergnügungen war, von einem Balkon den verschiedenen ritterlichen Uebungen zuzusehen, mit welchen sich der junge Adel auf einer großen Wiese beschäfftigte.

Der junge Saintré that sich darinn unter allen seinen Kameraden am meisten, sowohl durch die Geschmeidigkeit als Stärke seines Körpers, hervor. Er war von mittlerer Größe, aber sehr gut gebauet und von einem überaus edlen Anstand.

Kaum sah Saintré schön Mühmchen auf dem Balkon, so entflammte ihn ein innerer Trieb, vor ihren Augen sich auszuzeichnen, und dieß gab ihm einen neuen Vorzug vor allen den andern, die mit ihm um den Preis kämpften. Die junge Prinzessin bemerkte es, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihn immer mehr anzufeuern; und da sie nur allzu deutlich wahrnahm, mit welchem Fleiß er sich beeiferte, ihr vorzüglich an der königlichen Tafel aufzuwarten, so gab sie ihm allezeit ihren Teller voll Konfekt zurück, und sagte ihm dabey einige Höflichkeiten, die ihm das Blut in die Wangen jagten, und machten, daß er die Augen niederschlug: Schöne Augen! Verräther seines gefühlvollen Herzens! aber leider noch die Augen eines vierzehnjährigen Kindes, denen Liebe fehlte. Doch die war nicht mehr ferne!

Zwey Jahre war er nunmehro im Dienste des Hofes, und mit seinen kriegerischen Uebungen

gen

gen beschäfftigt. — Sowohl die Knappen des Königs als die Hofmeister der Pagen rühmten seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit, seine Bescheidenheit. Sie stellten ihn den andern zum Muster vor, und diese hörten seine Lobeserhebungen an, ohne auf ihn neidisch zu werden; — so sehr waren sie selbst für ihn durch seine Artigkeit und Höflichkeit eingenommen. Ja, die königlichen Knappen machten sich sogar eine Ehre daraus, wenn sie dem Könige Rechenschaft von der Aufführung der jungen Edelleute, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, ablegten, die Talente und Fähigkeiten des jungen Saintré besonders herauszustreichen. Der König hörte mit vieler Theilnehmung die Lobsprüche des Pagen, den er sich selbst gewählt hatte: zuweilen wiederholte er sie in Beyseyn seiner Familie, und schön Mühmchen dachte mit innigem Vergnügen diesen Lobsprüchen nach. Mit größerer Pünktlichkeit, als vorher, stellte sie sich zur Stunde der öffentlichen Uebungen auf ihrem Balkon ein. Sie gab nicht auf die geheimen Empfindungen Acht, warum sie so gern an diesem Ort weilte; aber sobald sie hinkam, wanderten ihre Augen gleichsam unwillkührlich zum jungen Saintré. Sie machte ihre Gesellschaftsdamen auf diesen jungen Menschen aufmerksam. Und allen den lebhaf-

ten Antheil, den sie an dem Fortgang seiner Geschicklichkeit nahm, legte sie bloß für Wirkungen einer sanften Sympathie aus.

Saintré gieng nunmehr in sein 16tes Jahr. Die Mannspersonen sahen jetzt in seinen Augen und auf seiner offenen Stirn den Edelmuth und die Festigkeit, womit seine Seele gerüstet war. Die Damen hingegen fanden bloß eine sanfte Seele, aber noch voll Gleichgültigkeit gegen das andere Geschlecht. Indessen hatte er doch nie vorhero so viel Eifer und Geschicklichkeit blicken lassen, den Damen zu dienen, als jetzt; — man sahe ihn bey den Gastmahlen des Königs, auf das geringste Zeichen der Prinzessin, so schnell hinzu eilen, als wäre er geflügelt. Sein zuvorkommendes und artiges Betragen wurde oft von der Königin bemerkt, und ihm Beyfall zugelächelt; aber niemand nahm wahr, daß er am liebsten **schön Mühmchen** bey Tafel aufwartete, und augenblicklich wieder hinter ihrem Sessel war, wenn ihn eine andere Verrichtung gezwungen hatte, sich davon zu entfernen.

Eines Tages, als, der erstickenden Wärme wegen, die Damen genöthiget waren, ihre hohen Kragen zu lüften, und den Schleyer

vom Halse zurück zu schlagen, der die lästige Hitze nur noch vermehrte, konnte Saintré, der hinter dem Stuhl schön Mühmchens stand, die ihm enthüllten Schönheiten nicht ohne die heftigste Rührung ansehn; die Zauberreize, die er zum erstenmal bewunderte, preßten ihm einen tiefen Seufzer aus. In eben dem Augenblick drehte sich die schöne Prinzessin um, und sah seine Unruhe und glühenden Augen. Lächelnd blickte sie den Saintré an, der bis an die Ohren erröthete, und, um seine Verwirrung zu verbergen, den Teller fallen ließ und davon lief. Die Prinzessin rührte diese Unruhe, in der sie ihn überrascht hatte, auf das innigste; gern hätte sie ihm einen freundlichen Blick nachgeschickt, um ihn wieder aufzumuntern, aber das Lachen der Königin und der übrigen Damen, als sie Saintré wegeilen und sich unter dem Haufen verbergen sahn, ließen ihr keine Zeit dazu. Die Königin ließ den Saintré zurückrufen; sie suchte mit vieler Gnade ihn wegen eines so kleinen Versehens zu beruhigen, und der junge Mensch wurde darüber so gerührt, daß ein paar Thränen seine schönen Augen verdunkelten.

Schön Mühmchen sahe diese Thränen seine Lilien- und Rosenwangen herabrollen. O! dachte sie bey sich selbst, welch eine edle und

empfindsame Seele hat Saintré! Wie sehr verdient er, daß ich ihn meiner ersten Wohlthaten würdige, und ihn so in Stand setze, seine Vollkommenheiten immer mehr zu entwickeln, und sich zu den Ehrenstellen emporzuschwingen, deren ihn seine Tapferkeit so werth macht! Dieser Augenblick war für ihre Seele entscheidend; sie glaubte bloß den Empfindungen der Gerechtigkeit und Großmuth zu gehorchen, wenn sie einen jungen Lehrling in den Waffen *) ihrer ganzen Huld würdigte, und überließ sich doch weit süßern Gefühlen, ohne sich noch immer dessen bewußt zu seyn. Aber hoffentlich verzeihen es unsere Leser einer jungen und schönen Wittwe, daß sie nicht reiflicher darüber nachdachte, weil sie schon zu sehr von diesem Gegenstand entflammt war. Groß ist der Unterschied zwischen einer jungen Person, deren Herz zum erstenmal zu reden anfängt, und einer Wittwe von eben dem Alter, die weis was ihr Herz noch sagen muß, und wie sie sich dagegen vertheidigen soll. Ein Jahr im Ehestand, und wäre es auch gleich unter beständigen Thränen und in Gesellschaft des hassenswürdigsten Man-

*) Poursuivant d'armes, waren diejenigen jungen Leute von Stande, welche die Ehre verdienten, und sich Mühe gaben, bewaffnete Ritter zu werden.

Mannes verbracht, reicht doch hin, Begriffe zu vervielfältigen, die der unbekannt bleiben, die noch bloß von Wunsch und Neugier darnach gereizt wird. Etwas war sie also immer strafbar; aber werfe den ersten Stein auf sie, wer sich unschuldig genug dazu fühlt!

So bald Saintré auf seinem Zimmer war, sann er im Stillen der Ursache jener Zerstreuung und seinem jetzigen Gemüthszustande nach; aber darauf fiel er nicht, daß sein Platz hinter dem Sessel von schön Mühmchen daran Schuld gewesen wäre. Und doch schwebten ihm unaufhörlich die Schönheiten vor Augen, die er nur auf einen Augenblick erblickt hatte. Nur sie sah er; nur für sie hatte er Sinne; aber ihnen seine Verwirrung zuzuschreiben, hätte er für Thorheit, für strafbare Thorheit gehalten. Wie schlug ihm sein Herz, wie glühte seine Einbildungskraft, wenn er sich den wallenden Kragen vorstellte! Er glaubte, eine alabasterne Mauer zu sehen, die ein Beet der schönsten Blumen umschlösse. Von Jugend auf liebte Saintré die Blumen, aber von diesem Tage an wurden sie sein liebster Schmuck; Rosen und Lilien zog er allen andern vor.

Einige Tage verflossen, während deren sich Saintré immer eifriger bestrebte, schön Mühmchen bey Tafel zu serviren. Sie, ihrerseits,

machte sich stets etwas mit ihm zu thun, glaubte bloß an sein Glück zu denken, dachte aber doch zuweilen, daß er doch ein hübscher Junge wäre, und verlor keine Gelegenheit, ihm etwas Verbindliches zu sagen.

Die Königin wollte eines Tages nach Tafel der Ruhe pflegen, und bat die Prinzessinnen, sich auf einige Stunden von ihr zu entfernen. — Als die schöne Wittwe über die Gallerie nach ihrem Zimmer gieng, wurde sie den Saintré gewahr, der dem Ballspiel auf der Wiese zusah. Da dieser junge Page die Knappen erblickte, welche vor der Prinzessinn hergiengen, knieete er ehrerbietig mit einem Knie auf die Erde, aber seine schönen Augen blieben auf schön Mühmchen geheftet. Ein sanftes Gefühl durchströmte das Herz der Prinzessinn, sie gieng langsamer, und bediente sich der Gelegenheit, ihm scherzend zu sagen: „Schickt sichs auch wohl für Euch, „Saintré, Euch so die Zeit zu vertreiben, daß „Ihr dem Ballspiel zuschauet, oder die Damen „hier vorbey spatzieren seht? Seit einiger Zeit „bin ich begierig, zu wissen, ob Eure Gesin„nungen und Eure Aufführung auch wirklich „der vielen Lobsprüche werth sind, die Euch „Eure Vorgesetzten geben. Gehet voran mit „meinem Gefolge, und begleitet mich.“ Der

junge

junge Page gehorchte. „Meine Damen,“ sagte sie hierauf ganz leise zu ihren Begleiterinnen, „wir haben alleweile kein Geschäffte, ich denke, „es soll einen lustigen Zeitvertreib geben; und „wir wollen herzlich über die Verlegenheit la„chen, in die ich den kleinen Saintré setzen will.“

Die Damen fanden den Einfall vortrefflich. Die Prinzessin trat nunmehr in ihr Zimmer, und nicht lange darauf gab sie allen Cavalieren ihres Gefolges einen Wink, sich zu entfernen. Saintré machte eine ehrerbietige Verbeugung, und wollte mit ihnen gehn. Die Prinzessin rufte ihn zurück. „Ich habe wich„tige Fragen an Euch zu thun, bleibt hier.“ Der befehlende Ton, mit welchem sie dieß sprach, machte den armen Saintré ganz furchtsam und schamroth. Die Prinzessin setzte sich auf einen Ruhesessel, und ließ den Saintré, von ihren Gesellschaftsdamen umgeben, vor sich treten. — Saintré, sagte sie zu ihm, ich weis und sehe es auch selbsten, daß Ihr Euch täglich immer mehr unter Euren Kameraden hervorthut, ich möchte wol von Euch selbst wissen, was diesen Wetteifer in Euch hervorbringt? — Saintré antwortete ganz bescheiden: Madame, und wenn ich auch alle die Lobeserhebungen verdiente, deren Sie mich würdigen, so muß ich doch bekennen,

 daß

daß mich nichts weiter antreibt, als der Wunsch, meine Pflichten zu erfüllen, meinem Herrn zu dienen, und mich zu Ritterdiensten geschickt zu machen. — Ich bin sehr wohl mit eurer Antwort zufrieden, antwortete die Prinzessin, aber sollte nicht vielleicht dieser Wetteifer aus einer weit lebhaftern und sanftern Quelle entspringen? Heraus mit der Sprache, Saintré! schwört mir, die Frage zu beantworten, die ich jetzt an Euch thun werde, und mir die Wahrheit zu sagen! — Großer Himmel! antwortete der junge Mensch, indem er die Hand auf sein Herz legte, konnten Sie mir zutrauen, daß ich es wagen würde, Sie zu belügen? — „Nun „wohlan denn! so sagt mir einmal auf Ehr „und Treue, wie lange ists, daß Ihr Euer „Liebchen nicht gesehn habt?“ — Saintré wurde bald blaß, bald roth, schlug die Augen nieder, und konnte nichts darauf antworten. Die Damen lachten über seine Verlegenheit, und dieß vermehrte sie noch. Dreymal wiederholte die Prinzessin ihre Frage, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, ihm eine Antwort abzulocken. — „Ihr brecht, fuhr sie endlich fort, den Schwur sehr frühzeitig, den Ihr mir gethan habt. Ich befehle Euch hiermit ausdrücklich, mir zu sagen, wenn Ihr die Dame Eures Herzens zum letztenmal gesehn habt?“ — O

Madame!

Madame! sprach Saintré mit bebender Stimme und Thränen in den Augen, ich weis nicht, was ich Ihnen antworten soll; ich habe noch kein Mädchen. — Wie? erwiederte sie, Ihr kennt also nicht Eine Dame in der Welt, die Euch lieb ist? Bey diesen Worten schlug Saintré ganz sanft seine Augenlieder in die Höhe, richtete seine schönen Augen auf schön Mühmchen, und antwortete stammelnd: „Ach ja, Madame." Aber voll Verwirrung ließ er sogleich Augen und Kopf wieder sinken, redete keine Syllbe mehr, und zupfte für lauter Bestürzung am Gürtel. — Die Dame wurde nun nur dringender, und verlangte schlechterdings, daß er ihr diejenige nennen sollte, der sein Herz den Vorzug gegeben habe. Nachdem Saintré lange gezaudert hatte, sagte er endlich: „Je nun, Madame, meine Mutter hab ich lieb und Schwester Josinchen." — „Das glaube ich gar gerne, mein lieber Saintré, versetzte die Prinzessin, aber hiervon ist jetzt die Rede nicht: sagt mir gerade heraus, ob Ihr noch keiner Euer Herz geschenkt habt?" Auf diese Worte, welche den jungen und schüchternen Saintré wie ein Donnerschlag trafen, verstummte er gänzlich, und war bestürzter als jemals; und als die Prinzessin von neuem in ihn drang, so konnte man kaum die Worte: „Nein, Madame," verstehn, die er ganz leise aussprach, und den Kopf dazu wegwandte.

Endlich stellte sich die Prinzessin, als wenn sie böse wäre. „Nun, meine Damen, sagte sie, und sah sie ringsherum an, habe ichs nicht vorher gesagt, daß uns Saintré bald die gute Meynung benehmen würde, die wir von ihm gehabt haben?" Die Damen thaten sich Gewalt an, um nicht zu lachen, und fuhren in eben dem Tone fort; sie behaupteten, es wäre für Saintré die größte Schande, daß er der Prinzessin eine solche Antwort gegeben habe. — „Ihr sollt wissen, armseliges Junkerchen, sagte diese mit der Stimme und Geberde des Unwillens, daß ich von nun an die niedrigste Meynung von Euch fasse; Ihr werdet Euch nie zu erhabenen Ehrenstellen empor schwingen, noch mit der Würde prangen können, die einen edlen Rittersmann schmückt. Habt ihr vergessen, daß einem jungen Ritter nichts unentbehrlicher ist, als sich eine Dame zu wählen, der sein Herz gehört, die Regiererinn aller seiner Gedanken und Handlungen ist, und allein seinen Muth zu hohen Thaten anfeuert? Was, glaubt Ihr wohl, konnte den Geist des tapfern Lancelot vom See und den unglücklichen und liebevollen Tristan entzünden? Der eine liebte und wurde wieder geliebt; er betete die schöne Königin Genievra an, und Tristan die blonde und liebenswürdige Yseul. Aus meinen Augen! Ich habe alle Hoffnung an Euch verloren!"

Dem

Dem armen Saintré war es schon nicht mehr möglich, diesem grausamen Befehl zu gehorchen. Kaum war er ausgesprochen, so stürzte er auf seine Knie, weinte die bittersten Thränen, und hob flehend seine Hände zu schön Mühmchen auf. Er lag zu ihren schönen Füßen, küßte sie, und benetzte sie mit seinen Zähren. Die Prinzessin nutzte diesen günstigen Augenblick, lächelte ihren Damen zu, und gab ihnen einen Wink, den sie auch vollkommen verstanden. Auf einmal sprangen sie auf, knieten um den jungen Saintré her, und baten inständigst, die Prinzessin möchte Mitleiden haben, ihm verzeihn, und ihm Zeit lassen, sich von dem Schmerz und der Bestürzung wieder zu erholen, die seine ganze Seele eingenommen hätten. — „Meine lieben Freundinnen, erwiederte die Prinzessin, „Euch zu Gefallen will „ichs thun, ob ich gleich sehr wenig von diesem „armen Junker erwarte, der noch nicht einmal „die Liebe kennt. Und gewiß, wessen Herz schon „welkt, ehe es noch aufgeblüht ist, von dem läßt „sich nicht hoffen, daß er sich zu großen Handlun„gen erheben werde. — Ich gebe ihm bis mor„gen Abends Bedenkzeit; er mag mich auf der „Gallerie erwarten, wenn wir von der Königin „zurück kommen, und dann wollen wir hören, „was wir erfahren werden."

Der

Der arme Saintré entfernte sich ganz leise und traurig; er machte tiefe Verbeugungen gegen die Damen, aber seine sanften Augen waren vom Weinen geschwollen, und in der Beklemmung seines Herzens konnte er nicht ein Wort hervorbringen. In diesem Zustand durchwachte er die Nacht. Des andern Tages giengs zur Tafel, aber er hütete sich wohl bey der Aufwartung, schön Mühmchen zu nahe zu kommen, und daran war vollends gar nicht zu denken, daß er sich auf der bestimmten Gallerie hätte einstellen sollen.

Die schöne Prinzessin, die den Saintré den ganzen Tag vergebens mit ihren Augen gesucht, und ihn auch des Abends nicht angetroffen hatte, sagte mit gezwungenem Lächeln zu ihren Damen, als sie wieder auf ihrem Zimmer war: „Wir „haben gestern dem armen Saintré so viel Angst „eingejagt, daß er nun vor uns flieht, und daß „wir ihn nicht so bald wieder zu sehn bekommen „werden.“ Sie sagte dieß in einem lustigen Tone, und ihre Damen nahmens für Scherz auf; aber wie sie sich allein sah, wurde sie tiefsinnig und nachdenkend; die sanften Gesichtszüge des Saintré, seine Thränen, sein fußfälliges Bitten malten sich ihrer Einbildungskraft so lebhaft, daß sie eine lange Zeit darüber nicht einschlafen konnte, und einen großen Theil der Nacht von ihm träumte.

Der folgende Tag war ein Fest am Hof, wo die Königin alle Zutrittsdamen zur Tafel einladen ließ. Die Gesellschaftsdamen der schönen Prinzessin erschienen in größter Pracht. Sobald sie den Saintré gewahr wurden, gaben sie ihm Zeichen, daß er zu ihnen kommen sollte. Aber desto mehr entfernte sich Saintré. Er that die Aufwartung bey den Damen der Herzogin von Bourgogne, und konnte sich nicht überwinden, die zu serviren, die einige Tage vorher Zeugen seiner Thränen und seiner Bestürzung gewesen waren. Des Abends machten sie sich sehr lustig darüber, und erzählten die Sache der Prinzessin. Sie entdeckte ihnen, sie sey nunmehro gesonnen, ihn durch ihr Ansehn zu zwingen, ihren Befehl zu befolgen; noch habe sie ihm nichts geschenkt, sondern sich vorgenommen, ihn noch einmal in die nämliche Verlegenheit zu setzen.

Den andern Morgen ließ sie ihn rufen, und hielt ihm vor, daß er sehr frühzeitig lerne, sein den Damen gegebenes Wort zu brechen; er bedürfe noch gar sehr eines guten Unterrichts in den Pflichten eines würdigen Ritterlehrlings, sie befehle ihm jetzt ausdrücklich, diesen Abend auf der Gallerie zu warten, bis sie auf ihr Zimmer gehen würde.

Da sich Saintré nunmehr gezwungen sah, so begab er sich Abends an den bestimmten Ort; und sobald die Prinzeßin erschien, gieng er von freyen Stücken in der Reihe ihres Gefolges mit, wagte es aber nicht, seine Augen aufzuschlagen. Er begleitete sie bis in ihr Zimmer. Die Prinzessin gab alsbald der Dame Ysabelle den Auftrag, ihn zu unterhalten, bis sie ihre Cavaliere entlassen hätte. Die Dame befolgte diesen Befehl auf das geschickteste, sie scherzte und überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und ohneracht et er sich gleich mit den übrigen wegbegeben wollte, so wußte sie es doch immer sehr künstlich zu verhindern.

Schön Mühmchen setzte sich auf dasselbe Ruhebette nieder, auf dem sie einige Abende vorher gesessen hatte, nahm eine sehr ernsthafte Miene an, und befahl dem Saintré, näher zu treten; ihre Gesellschaftsdamen standen um ihr herum. Sie machte ihm die bittersten Vorwürfe darüber, daß er sein Ehrenwort gebrochen, und sich in der unangenehmen Lage befände, als ein Mensch angesehen zu werden, der weder Treue noch Glauben mehr habe. Jetzt fieng der arme Junge an zu schluchzen; er senkte den Kopf zur Erde; seine halb offenen, rosenrothen Lippen zitterten, und ließen

zwey Reihen der schönsten Zähne durchblicken. O! wie rührend war es in diesem Zustand! Er glaubte sich auf immer entehrt.

Schaam ist die Schminke der Schönheit, sie erhebt sie noch mehr. Es machte den stärksten Eindruck auf schön Mühmchen, sie spürte den reinen Hauch seiner häufigen Seufzer und seine glühende Hitze bis in ihrem Gesichte. Sie eilte, ihn zu beruhigen; „Habt Muth, sprach sie zu ihm, noch habt Ihr Zeit, Euch zu bessern; ich bin durch Eure Reue besänftigt, und will alles vergessen, wenn Ihr mir frey heraus gestehen wollet, wer dasjenige Frauenzimmer ist, die Ihr nach Eurer Mutter und kleinen Schwester Josinchen am meisten liebt?“ Saintré glaubte, die beste Ausflucht jetzt gefunden zu haben, und antwortete stammelnd: — „Weil Sie's denn befehlen, so muß ich nur gestehen, daß ich in Adelheid von Coucy gar sehr verliebt bin.“ — „Was sagt „Ihr mir da, mein guter, armer Saintré, „und wie könnet Ihr denken, daß ich Euch „glauben soll, ein Kind von zehn Jahren habe „Eindruck auf Euer Herz gemacht? Ich will „gerne zugeben, daß die kleine Adelheid ein ganz „hübsches Mädchen ist, von guter Geburt, und „daß Ihr gar keinen üblen Gegenstand ge-

„wählt

„wählt habt; aber wie wird ein Kind Eure „Liebe erwiedern können? Welche Gefälligkeiten, welchen guten Rath könnt Ihr Euch „da wol versprechen? O, Saintré! Ihr hintergehet mich jetzt mehr als jemals; aber „glaubt nur nicht, daß ich mich von Euch will „betrügen lassen.“

Saintré, der die beste Ausflucht gefunden zu haben wähnte, wurde äusserst bestürzt, da ihn die Prinzessin vom Gegentheil überzeugte: und schon standen ihm wieder Thränen in Augen. Aber die Gesellschaftsdamen, die Mitleiden mit seiner Unruhe hatten, wurden seine Fürbitterinnen. — Schonen Sie, Madame! riefen sie einstimmig, schonen Sie, es ist gnug; lassen Sie sich durch Saintré's Verwirrung besänftigen, die durch unsere Gegenwart noch vergrößert wird; seine Bescheidenheit verdient alles Lob; vielleicht wagt er es in unserm Beyseyn nicht, Ihnen den Namen derjenigen zu entdecken, die sein Herz liebt; aber würdigen Sie ihn, auf Ihrem Zimmer ihn allein zu befragen; vielleicht ist er dann weniger scheu und zurückhaltend. —

Schön Mühmchen hatte schon lange auf ein Mittel gesonnen, freyer mit Saintré

sprechen

sprechen zu können. Sie war sehr vergnügt, daß man ihr diese Ausflucht anbot. „Vielleicht „haben Sie Recht, sagte sie zu ihren Damen, „und aus Achtung für Sie, weil Sie den „jungen Menschen Ihres Mitleidens werth „halten, laß ich mirs gefallen, und will dieß „letztere Mittel noch versuchen.“ Sie behielt ihre scherzende Miene, stieg auf, befahl dem Saintré, voranzugehn, und führte ihn in ein Hinterzimmer *), das von dem erstern durch ein großes Gemach abgesondert war; sie setzte sich auf ein Ruhebette, wie das vorige, nieder, winkte dem Saintré, näher zu kommen, und wiederholte ihre ersten Fragen, aber mit weit sanfterer und gefühlvollerer Stimme. Noch konnte der schöne Jüngling seine Schaam nicht unterdrücken, noch eine Antwort herausstammeln; aber er weinte schon nicht mehr. Endlich schlug er schüchtern seine glänzenden Augen auf, und richtete sie auf die Augen der Dame: er fand sie nicht mehr von Zorn entflammt, sondern von einem sanften und himmlischen Feuer funkeln. Jezt ermannete er sich zur Antwort und sprach: — O,

Madame,

*) Dieß Hinterzimmer führte die Benennung oratoire, aber die vortrefflichen Meubles, der Wohlgeruch und die Auszierungen machten diese Hinterzimmer zum angenehmsten Aufenthalt.

Madame, wollte ichs auch wagen, den ersten Wünschen meines Lebens nachzuhängen, wie könnte ich mir schmeicheln, daß sie je erhört würden? Wo ist die Zärtliche, die sich zu einem armen Jüngling ohne Rang, ohne Erfahrung, herablassen möchte? — Aber warum setzt Ihr hierinn ein so großes Mistrauen in Euch selbst? unterbrach ihn ganz lebhaft die Prinzessin. Zählet Ihr nicht berühmte Ahnen unter Euren Vorfahren? Seyd Ihr nicht schön, gut gewachsen, und allen Euren Kameraden weit vorzuziehn? — Sie sind sehr gnädig, Madame, antwortete er mit zärtlicher Stimme und schüchternem Anstande. Ich lasse mir Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich fühle, daß die Ehre, einer Dame zu dienen und mit ihrer Gunst beglücket zu werden, ohnmöglich schon jetzt mein Loos seyn könne. — Haltet ein, Saintré, unterbrach sie ihn, gewiß, Ihr habt eine zu geringe Meynung von Euch selbst! Habet Ihr denn keine Augen, sie zu sehn; kein Herz, sie zu lieben; keinen Mund, ihrs zu bekennen; nicht Tapferkeit und Stärke, Euch ihrer werth zu machen? — Wir verschweigen noch einige andere schmeichelhaftere Umstände, an die ihn, wie uns der Autor versichert, die Dame erinnerte, um seine Eigenliebe zu beflügeln. — Da sie aber seine Bescheidenheit durch gar nichts besiegen konnte, so sagte sie: Wollet Ihr denn allem entsagen, und wird

Euch

Euch denn beständig jenes himmlische Gefühl, jene Wärme fehlen, die von jeher die Seele und die vornehmste Triebfeder der berühmtesten Ritter war? Wenn Ihr nun vielleicht den Augen einer schönen Dame angenehm wäret, würdet Ihr wol gar verlangen, daß sie es Euch selbst gestehen sollte? — Saintré, der anfieng, sich nach und nach zu erholen, antwortete: O, Madame! wenn diese Schöne Ihnen gliche, so würde es ihr nur einen Wink kosten, und ich sänke zu ihren Füßen, und schwüre ihr ewige Treue, Liebe bis in den Tod! Kaum waren diese Worte über seine Lippen, so schlug er sein Gesichte nieder, seine Kniee wankten, und konnten ihn kaum mehr tragen; so sehr erschrak er über sich selbst und über das, was ihm eben entwischt war.

Schön Mühmchen waren diese paar Augenblicke seiner Bestürzung sehr willkommen, um sich von ihrer eignen zu erholen. Aber wie süß war nicht seine Verwirrung! Nach einer kurzen Stille ergriff sie seine zitternde Hand. — Höret mich, Saintré, sagte sie. Ob Ihr gleich noch jung seyd, so weis ich doch, Eure Seele erhebt sich voll edlen Stolzes über Euer Alter. Wohlan! wenn ich nun diejenige wäre, die Euch für würdig hielt, auf Euch ihre Augen zu richten, und sich Eures Herzens und Eurer Zuneigung auf immer

zu versichern, um Euch die Aussichten des glänzendsten Glücks zu öffnen: würdet Ihr Euch dann wol entschließen, mir jene ewige Treue zu schwören, von der Ihr eben sprachet; niemals etwas anderes zu wollen, als was mein Wille ist; verschwiegen ohne Ausnahme zu seyn, und eher zu sterben, als Eure Gesinnungen zu ändern, und mich in Gefahr zu stürzen? — „Ach, Madame, rief er aus, ob ich Ihnen das schwören will" ...? — Er beugte ein Knie, sahe schmachtend mit seinen Augen in die ihrigen, und preßte seinen glühenden Mund auf ihre schöne Hand, die sich nicht enthalten konnte, die seinige ein wenig zu drücken. — Ja, Madame, rief er mit dem wildesten Ausbruche der Leidenschaft, ich schwöre! und weder Tod, noch die Geister der Hölle sollen im Stande seyn, diesen Schwur zu brechen. — So schwören Sie mirs denn, Saintré, sagte die Prinzessin, legen Sie Ihre Hand in die meinige; und sehen Sie mich von diesem Augenblick als Ihre einige, als Ihre beste Freundin an. Sie konnte diese Worte nicht aussprechen, ohne ihren schönen Mund auf seine brennende Stirn zu drücken, und er, vor Erstaunen und Liebe ganz ausser sich, sank ganz zu ihren Füßen.

Es dauerte einige Zeit, bis sich die Prinzessin von diesem zärtlichen und nur zu lebhaft

empfun-

denen Auftritt erholen konnte: sie ergriff endlich von neuem die Hand des Saintré, und drückte sie auf das zärtlichste. Mein Freund! sagte sie zu ihm, es ist nunmehr meine Pflicht, Sie in allen Obliegenheiten eines guten und treuen Ritters zu unterrichten, und gleich diese ersten Augenblicke wollen wir dazu anwenden, Sie diejenigen kennen zu machen, welche die beständigen Grundgesetze der Gesinnungen ihres Herzens und ihrer Handlungen seyn müssen. —

Wir fürchten, unsern Lesern durch Wiederholung der vierzig oder funfzig Seiten, in welchen der Autor uns den gelehrten Unterricht hererzählt, den die Dame ihrem jungen Liebhaber ertheilt hat, mehr Langeweile als Vergnügen zu machen. Sie fieng mit einer vollständigen Erklärung des Pater, credo und confiteor an, als welche die wahre Beruhigung der Seele und reinste Erleuchtung unsers Verstandes enthalten sollen; hierauf suchte sie ihm ein heiliges Schrecken vor den sieben Todsünden einzuflößen, und dieß geschah in einer sehr weitläuftigen Erzählung, wo sie nicht ermangelte, mehr als achtzig lateinische Stellen aus der Bibel, den Kirchenvätern, den alten Weltweisen und Dichtern zur Bestätigung anzuführen. Das aber können wir nicht verschweigen, daß

die gegenwärtige Lage ihres Herzens ihre Sittenlehre ungemein sanft und gelinde stimmte, als sie auf die siebende Sünde zu sprechen kam, die ohnstreitig die gefährlichste von allen ist, weil sie begehen, so vielen Reiz hat. Doch wir halten es für nöthig, hier zum Text des Autors wieder zurück zu kehren, damit man nicht den Verdacht gegen uns fassen möge, als hätten wir die ernsthaften und verehrungswürdigen Lehren, die sie ihm in Ansehung der übrigen Stücke gegeben, bloß als Scherz aufgenommen. Nachdem sie ihm ein lateinisches dictum aus dem Boetius angeführt, welches die Häßlichkeit dieser Sünde abschildert, so schloß sie mit folgenden Worten:

„Und nun, mein Freund, da diese Sünde „so unanständig ist, so muß der wahrhaftig „Liebende sie aus allen seinen Kräften zu mei„den suchen. Sollte er ja durch zu heftigen „Drang der Minne darein verfallen, so haben „doch treue Liebhaber mit so viel nagender Un„ruh und mit so vielen Gefahren zu kämpfen, „daß es ihnen ohnmöglich für Todsünde ange„rechnet werden kann.“

Schön Mühmchen fuhr nunmehro fort, ihn in alle dem zu unterrichten, was die zehn

Gebote Gottes und die Satzungen der Kirche angeht. Ihre große Gelehrsamkeit unterstützte sie in der Geschwindigkeit mit einer Menge Beweisstellen, aus den Quellen selbst genommen. Zuletzt kam sie auf das, was eigentlich den ächten Ritter ausmacht; den stärksten Nachdruck legte sie hier auf die Anempfehlung der Verschwiegenheit und Treue eines Ritters gegen seine Dame; sie sprach davon mit einer solchen theilnehmenden Wärme, daß man fast vermuthen sollte, sie sey hierbey ein wenig eigennützig gewesen, und habe schon zum voraus ihren Antheil an der Belohnung genommen, die die Vergelterinn der Haltung jener Lehren ist.

Der junge Saintré, der ihr bis jetzt beständig mit derjenigen Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit zugehört hatte, die eine empfindsame Seele nie unterdrücken kann, erneuerte seine Gelübde, und fiel auf seine Knie, um sie nochmals zu wiederholen. Er wagte es schüchtern noch einmal, die schöne Hand zu berühren, die seinen ersten Schwur empfangen hatte. Er benetzte sie mit Thränen der Liebe und des Entzückens, und sie litte es willig.

Schön Mühmchen war auf alles aufmerksam, wodurch sie ihren liebenswürdigen Zögling

ling vollkommner machen konnte. Ihre kleine Eigenliebe wurde sogar dadurch geschmeichelt, daß sie im Stande war, schon in ihrem 21sten Jahr einen jungen Menschen, dessen Alter beynahe drey Monate über sechszehn Jahr war, zu belehren und zu bilden. Ihre Sorgfalt erstreckte sich bis auf seine Kleidung. Denn alle Feinheiten des Anzugs verstand sie vollkommen. Man trug sich damals sehr sonderbar *), und mehr verschieden, und mehr der Abwechselung unterworfen, als heut zu Tage. Und doch konnte sie unter aller der Tracht keine finden, die dem zierlichen und schlanken Wuchs des jungen Saintré ganz nach ihrem Sinn gepaßt hätte. Sie tadelte die Wahl des Zeuges und der Farben, vornämlich aber die ungeschickte Form, die der Schneider seiner Kleidung

*) Nichts war sonderbarer und ausschweifender, als die Art des Putzes der damaligen Zeit; und die Schuhe mit langen spitzigen Schnäbeln, deren Spitze halben Fußes lang in die Höhe gieng, war noch nicht das Lächerlichste. Man kann das Kostume jener Zeit noch auf alten Denkmälern sehen, besonders aber auf einer Tapete, welche die zwölf Monate des Jahrs vorstellt, und noch von den alten Herzogen von Bourgogne abstammt. Unter andern ist ein Gastmahl sehr merkwürdig, wo jeder Ritter seine Dame, mit einer großen Fackel in der Hand, dahin begleitet.

dung gegeben hatte. Sie öffnete einen kleinen Schrank, und holte aus demselben einen Beutel, der von den Farben gewebt war, worin sie in ihrem ledigen Stande ihre Bedienten gekleidet hatte; diesen drückte sie ihm in die Hand. „Mein Freund, sagte sie zu ihm, neh„men Sie diese zwölf Goldthaler; kleiden Sie „sich dafür; wählen Sie die geschicktesten Ar„beiten; sparen Sie nichts: und auf dem Sonn„tag zeigen Sie sich in Ihrer neuen Klei„dung."

Der gute, liebe Saintré stand lange an, ob er den Beutel annehmen wollte. — Aber, Madame, sagte er, diese Wohlthaten habe ich noch gar nicht verdient. — Hierinn bin ich anderer Meynung, als Sie, antwortete die Prinzessin; ich hoffe sagar, fuhr sie fort, und wurde ein wenig roth, daß Sie sich dessen täglich verdienter machen werden, und wenn ich mich einiges Ansehns bey dem Könige, meinem Vetter, rühmen kann, so will ich es nur für Sie und für Ihre Emporbringung anwenden. Genug für dießmal, lieber Saintré, meine Gesellschaftsdamen erwarten mich schon lange. Ich werde mich zornig stellen, wenn Sie von mir gehen, aber (indem sie seine Stirne küßte) machen Sie sich deswegen keine Sorge, ich

bin und bleibe ewig Ihre treueste und zärtlichste Freundin.

Die Dame verließ nun das Zimmer, und zwang sich, so böse, als möglich, auszusehn. Den Saintré stieß sie zur Thür hinaus. — Nun, sagte sie zu ihren Damen, gebe ich alle Hoffnung auf, jemals was aus diesem Menschen zu ziehen; er soll mir nie wieder vor die Augen kommen. — Saintré bedeckte seine von Liebe funkelnden Augen mit der Hand, und stellete sich, als ob er schluchzte. — Gewiß, gnädige Prinzessin, sagte die gute Dame Katharine, Sie behandeln diesen armen jungen Menschen ein wenig zu hart; geben Sie doch noch nicht alle Hoffnung auf; vielleicht können Sie mit ihm am Ende besser zufrieden seyn. — Wollens sehn, sagte die Prinzessin, bis jetzt glaub ichs noch nicht. —

Saintré entfernte sich, sein Herz schlug ihm für Freude; das Bild der schönen Dame stand stets vor seinen trunknen Sinnen, aber er verbarg sein Entzücken und die zwölf Goldstücke in seinem Schlafgemach; doch schlafen konnte er nicht, wie leicht zu denken. Mit den ersten Stralen der Morgenröthe eilte er zu den geschicktesten Künstlern, und diese machten sich ein Vergnügen daraus,

daraus, einem jungen Mann zu dienen, den sie schon kannten und hochschätzten, und an dem bestimmten Sonntag überlieferten sie ihm die Arbeiten, die er bey ihnen bestellt hatte. Der Pagen Hofmeister war gegenwärtig und äusserst darüber verwundert. „Das gefällt mir nicht übel, mein lieber, kleiner Freund, sagte er zum Saintré, vermuthlich habt Ihr Abrechnung mit Euren Pächtern gehalten.“ Meine gute Mutter schickte mir zwölf Goldstücke, antwortete Saintrè, um mich sauber in Kleidern zu halten, und da glaubt ichs nicht besser anwenden zu können, als wenn ich meinem Dienst damit Ehre zu machen suchte. Der Hofmeister der Pagen war sehr wohl mit dieser Antwort zufrieden: er stellte Saintré von neuem seinen Kameraden zum Muster vor, und versprach, es dem Könige bey erster Gelegenheit zu sagen.

Als Saintré in seinem neuen Putz am Hof erschien, fand man ihn schöner und besser gewachsen, als jemals. Aber jedermann war neugierig, wessen **Eguilletten** er trüge. Sie fielen so sehr in die Augen, daß man wol darnach fragen mußte. Man kann sich leicht einbilden, daß er sich nicht darauf einließ. Selbst die Königin war unter denen, welche die Neugier darnach plagte. Sie hatte schon von den Auftrit-

ten zwischen ihm und schön Mühmchen gehört, und bat diese Dame, den Spaß noch einmal zu wiederholen, und die Verschwiegenheit des jungen Pagen aufs äusserste zu treiben.

Kein Auftrag hätte der Prinzessin erwünschter kommen können. Ihre Blicke verfolgten unaufhörlich den, der allein ihr Herz beschäfftigte. Sie bediente sich des Vorwands, rief ihn, und sagte in einem ziemlich stolzen Ton zu ihm: „Ich habe Euch diesen Abend im Namen der Königin zu sprechen. Ich befehle Euch, auf der Gallerie zu erscheinen, und mich daselbst zu erwarten.“ Saintré that, als gehorchte er diesem Befehl mit Unwillen. Schon wußte er sich zu verstellen.

Abends fand er sich auf der Gallerie ein, mischte sich unter das Gefolge von schön Mühmchen, und dießmal kostete es den Gesellschaftsdamen weniger Mühe, ihn aufzuhalten, als er, dem Scheine nach, sich mit den übrigen entfernen wollte. Die Prinzessin musterte seine Kleidung nur flüchtig, weil ihre Gesellschaftsdamen zugegen waren, aber sie dachte, sich in kurzem dafür schadlos zu halten. Sie machte den Anfang mit einigen gebieterischen Fragen, die Saintré mit verstellter Bestürzung und bloß verneinend beantwortete. Die gute Dame Katharine nahm

sich,

sich, ihrer Gewohnheit nach, seiner an. Die Prinzessin unterbrach sie unwillig. „Ihr verderbt ihn nur, meine Damen, waren ihre Worte: er steift sich auf Eurer Gegenwart. Mir nach! junger Herr; Ihr sollt mir antworten, wie ich will, oder keinen Fuß wieder über meine Schwelle setzen.“

Saintré blickte seufzend die Damen an, und folgte der Prinzessin mit traurigen und niedergeschlagenen Augen. Wie schnell machte diese gekünstelte Betrübniß der lebhaftesten Freude Platz! Wer kann sie schildern? Wer mit Worten ausdrücken, was beyde empfanden? Schön Mühmchen befand sich kaum in ihrem Betsaal oder Hinterzimmer, das sparsamer, als gewöhnlich, erleuchtet war, so setzte sie sich auf ihr Ruhebette, und küßte Saintré's Stirne, der zu ihren Füßen lag. Aber sie hatte diese Stirn schon einmal geküßt, und Saintré war jenem Beete von Blumen und seinen schneeweißen Mauern, deren erster steigender Anblick einst alle Wünsche seiner Seele beflügelt hatte, zu nah, als daß er ihm nicht innige, feurige Anbetung hätte zollen sollen. — —

Ohngeachtet der Heftigkeit des ersten Entzükkens von schön Mühmchen, ohngeachtet alles dessen, was sie ahndete, und schon nicht mehr

fürch-

fürchtete, hatte sie doch noch Ueberlegung genug, den Saintré sanft von sich zu stoßen und ihn aufstehn zu heißen. Nun kam die Reihe an Saintré's Kleidung. Es war ein Meisterstück von Arbeit, und schön Mühmchen konnte nicht umhin, zu bemerken, daß nie ein Wamms, und wenn er auch noch so gut zugeschnitten gewesen wäre, einen schmächtigern und gedrechseltern Wuchs umschlossen hätte. Alle übrigen Stücke des Anzugs wurden eben so durchgegangen und bewundert, und diese Musterung nahm unendliche Zeit weg, aber keins von beyden merkte es.

Unterdessen daß sich die Prinzessin so angenehm beschäfftigte, war es Saintré nicht minder. Sonderlich machten die muthwilligen Oeffnungen ihres Halskragens seiner Aufmerksamkeit unendlich zu schaffen. Dergleichen Untersuchungen pflegen zuweilen so interessant zu werden, daß man sich gänzlich darüber vergißt. Wir können nicht bestimmen, wie weit diese Vergessenheit bey Saintré gegangen ist. Der Autor ist zu furchtsam, um sich darüber herauszulassen, und wir wollen nicht unbescheidener seyn.

Endlich fiel es der liebenswürdigen Fürstin, nachdem sie ihrem jungen Zögling noch eine Menge von Klugheitsregeln mitgegeben hatte, wie man

sie

sie von einer jungen Wittwe, voll Geist und an einem glänzenden Hof erzogen, erwarten konnte und mußte; endlich fiel es ihr ein, daß ihre Unterredung schon ziemlich lange gedauert habe. Ihren Gesellschafts-Damen mußte unterdessen nothwendig die Zeit sehr lang geworden seyn, und sie wußte, daß die Langeweile von drey jungen Hofdamen durch nichts als ein wenig Medisance vertrieben werden kann. Sie benachrichtigte also den Saintré in aller Geschwindigkeit, daß sie sich nunmehr stellen würde, als verböte sie ihm auf immer, je wieder ihr Zimmer zu betreten, oder ihr des Abends auf der Gallerie zu begegnen. Aber nie war sie schöner und reizender gewesen, als jetzt, da sie ihm, bis an den Busen erröthend, den Schlüssel zu der Thür eines kleinen Gemachs überreichte, die auf einen abgelegnen Gang stieß. „Bedienen Sie sich dessen, setzte sie hinzu, wenn es um Mitternacht still im ganzen Pallast ist. Sie werden mich nie unvermuthet überraschen, denn beständig wird mein Geist bey Ihnen seyn. Nehmen Sie diesen Beutel, der von meinen Haaren geflochten ist. Es sind sechszig Goldthaler darinn. Nur gemach, und nach und nach müssen Sie bey Hofe eine glänzende Rolle zu spielen anfangen, und sich im Putz und Aufwand auszeichnen, wenn nicht Verdacht auf mich fallen soll. Bis

dahin gilt dieses wieder für ein Geschenk von Ihrer Mutter.“

Hierauf nahm sie eine Stecknadel, und stocherte damit in ihren Zähnen. „Merken Sie wohl auf dieses Zeichen, fuhr sie fort; so oft Sie es mich wiederholen sehn, reiben Sie Ihr rechtes Auge. Hüten Sie sich, mit mir in Gegenwart von andern Personen zu sprechen, wenn ich Sie nicht anrede; auf diese Art wird unser Einverständniß ewig ein Geheimniß bleiben.“

Saintré drückte tausend Küsse auf den Schlüssel und die schöne Hand, die ihn gegeben hatte. Beyde begaben sich nach dem Zimmer der drey Hofdamen, welche, aus Mangel an Unterhaltung, und nachdem sie allen Stoff zu Gesprächen erschöpft hatten, eingeschlafen waren. „Nun, Dame Katharine, fieng die Prinzessin an, werdet Ihr noch immer schwach genug seyn, die Parthey dieses Junkerchens zu nehmen, der weder Treue, noch Muth, noch Größe der Seele hat? — Aus meinen Augen! Saintré, Ihr zeigt zu sehr, wie unwürdig Ihr meiner Gnade seyd, als daß ich Euch länger hier dulden könnte. Aus meinen Augen!“

Sain-

Saintré schien wie versteinert da zu stehn. Er entfernte sich unter einer Menge ungeschickter Bücklinge gegen die Damen, aus denen seine Bestürzung hervorblickte, unterdessen daß insgeheim sein Herz vom Gefühl seines Glücks und der Wonne seines jetzigen Zustandes überfloß. Wenige Tage darauf zeigte er sich bey Hof in einem prächtigern Aufzug, als jemals. Sein Kleid war vom schönsten Blau, mit Sibirischem Marder aufgeschlagen, und mit Romelischen Lämmerfellen gefüttert. Wenige von den Vornehmsten des Hofs waren so gut gekleidet, und keiner konnte sich mehrern Anstands oder eines schönern Wuchses rühmen. Die Königin selbst, als sie in die Messe gieng, verweilte einige Augenblicke, ihn genauer zu betrachten. Aber schön Mühmchen, die sie begleitete, gieng vorüber, ohne zu thun, als ob sie ihn gesehen hätte. Als die Königin wieder heraus kam, sah sie ihn zum zweytenmal, und machte die Prinzessin auf ihn aufmerksam. „Ich bin doch sehr neugierig, zu wissen, sagte sie, wie Saintré so großen Aufwand bestreiten kann. Sie könnten es wol am ersten von ihm herausbringen.“ — „Ich muß gestehn, erwiederte schön Mühmchen, seine ewigen Ausflüchte und sein Betragen von neulich haben mich so verdrossen, daß ich mir fest

vorgenommen hatte, mich gar nicht mehr um ihn zu bekümmern; doch Ihnen zu Gefallen will ich mich noch einmal seinen Körben aussetzen.“ — Sobald die Königin wieder auf ihrem Zimmer war, ließ die Prinzessin den Saintré ins Vorgemach rufen. „Wir haben Euch sämmtlich, redete sie ihn an, für einen bloßen Pagen zu geputzt gefunden, als daß wir nicht gern wissen möchten, wo Ihr das Geld dazu herbekommt?“— „Madame, antwortete Saintré ehrerbietig, meine Eltern lieben mich auf das zärtlichste; sie wollen, ich soll meinem Dienst Ehre machen, und da ich nun schon in einem Alter bin, daß ich hoffen darf, der König werde mich vielleicht einer höhern Stelle würdigen, so haben sie mir so viel geschickt, daß ich im Stande bin, vor dem Könige zuweilen in andern, als Pagenkleidern, zu erscheinen, deren ich mich in meinem siebenzehnten Jahre zu schämen anfange. — O Madame, fuhr er fort, und warf sich ihr zu Füßen, wie unaussprechlich gnädig würden Eure Hoheit seyn, wenn sie mir durch Ihre Fürsprache die Stelle eines Tafelvorschneiders zu verschaffen geruhen wollten. Nur diesem glücklichen Zeitpunkt sehen meine Eltern entgegen, um mich vollends mit alle dem auszurüsten, was erfoderlich seyn könnte, um meine neue

Stelle

Stelle mit Ehren zu bekleiden." — „Wir wollen sehn, antwortete die Prinzessin frostig: danket unterdessen Gott, daß er Euch so gute Eltern gegeben hat, und betet für ihre Erhaltung." Schön Mühmchen gieng in der Königin Zimmer zurück, that aber gar nicht, als ob sie etwas erfahren hätte; sie wartete, bis man sie fragen würde.

„Nun, schön Mühmchen, fieng endlich die Königin an, was bringen Sie uns Neues von Saintré mit?" — „Seine Eltern sind's, die ihn so unterstützen, sagte die Prinzessin, wenigstens giebt er es vor: er ist es überdrüssig, im siebenzehnten Jahre nichts mehr als Page zu seyn, und hatte die Kühnheit mich zu bitten, bey Ew. Majestät für ihn um die Stelle des Tafelvorschneiders anzuhalten. Allein ich will mich wohl dafür hüten, so lange ich nicht weis, ob er es verdient." — „Können Sie daran noch zweifeln, fiel ihr die Königin ins Wort, nach alle dem Guten, was uns seine Vorgesetzten von seinen Sitten, seinem Eifer und seinen Talenten erzählen? Er hat Recht, liebes Mühmchen, und weil Sie so kalt bey allem sind, was den armen Jungen angeht, so will ich die Sache auf mich nehmen, und den König selbst darum bitten."

Die königliche Familie gieng nunmehr zu Tafel, und so bald der König zum Vorschein gekommen war, machte ihn die Königin auf den Saintré aufmerksam, den er in der neuen und reichen Kleidung nicht erkannt hatte. Er gefiel ihm so wohl, daß er der Königin sogleich ihre Bitte für ihn gewährte, und um zu sehn, wie er sich zu seinem neuen Amt anstellen würde, befahl er seinem ersten Haushofmeister, dem Saintré alsbald anzuweisen. Saintré stand unter seinen Kameraden, im Begriff, seinen gewöhnlichen Dienst zu thun, als der Haushofmeister auf ihn zukam, ihm die Serviette, so wie die übrigen Zeichen seiner Ehrenstelle, umband, und ihn zu den Füßen des Königs führte. „Mein Freund Saintré, sagte dieser gute Fürst, ich habe Euch aus eigener Bewegung zu meinem Pagen gewählt, ich habe Euch immer wohl leiden können, und ich hoffe, Ihr werdet auch in Zukunft Euch befleißigen, immer größere Fortschritte in den Vollkommenheiten eines edlen Ritters zu thun. Ich gebe Euch drey Pferde aus meinem Stall, und zwey Leute zu Eurer Bedienung. Mit der Zeit werde ich an Eure weitere Beförderung denken. Geht, und danket der Königin, die Euretwegen mit mir gesprochen hat." Saintré warf sich ihm von neuem zu Füßen, umfaßte

faßte die Kniee des Monarchen, und küßte den Saum des Kleides seiner königlichen Fürbitterin. Alle anwesende Damen vom königlichen Hause billigten die Gnade des Königs, und alle gaben dem neuen Vorschneider Beweise ihrer Gewogenheit, nur die nicht, die innerlich den lebhaftesten Antheil an dem Glück ihres Lieblings nahm, schön Mühmchen. „Ihr habt Euch alle Mühe zu geben, Saintré, sagte sie zu ihm, Euch des Vorzugs würdig zu machen, den Euch der König jetzt bewilligt hat, ohne daß Ihr ihn schon so früh vor Eures Gleichen verdient habt.“ Saintré schwieg ehrfurchtsvoll, und verrichtete nun sein neues Amt mit so vielem Anstand, daß alles von neuem ihm seinen Beyfall zu erkennen gab.

Die schöne Wittwe warf manchen verstohlnen Blick auf ihn, und sammelte in ihrem Herzen alle die Lobsprüche, die man ihrem Geliebten beylegte. Sie gab das Zeichen mit der Nadel, und der glückliche Saintré beantwortete es entzückt, indem er sich das rechte Auge rieb.

Endlich kam die Nacht, und mit ihr die Entschädigung für alle die verstellte Härte, die Wohlstand und Vorsicht nöthig gemacht hatte.

Nicht den geringsten Zug davon hatte Saintré unbemerkt vorbeygehn lassen. Die Dame gestand sie ihm alle ein; nie hat man wol so viel Vergnügen dabey gefunden, sich über einander zu beklagen, und nie ist man weniger geneigt gewesen, sich zu entschuldigen.

Schön Mühmchen, welche nicht weniger großmüthig, als zärtlich, war, beschäfftigte sich nun schon, den Aufwand nachzurechnen, den der neue Stand des Saintré ihr nothwendig machte. Sie beschenkte ihn mit vierhundert Goldstücken, und diese Summe war mehr als hinreichend, drey Pferde zu kaufen, sie auf das prächtigste aufzuputzen, die Bedienten in reiche Liverey zu kleiden, und sich freygebig gegen alle diejenigen zu beweisen, die in seinem Pagenstand gefällig gegen ihn gewesen waren.

Saintré erwarb sich durch sein Betragen in der neuen Ehrenstelle immer mehr Hochachtung. Der König konnte weder bey Tafel noch auf der Jagd ohne ihn seyn. Er war geschickt im Lanzenbrechen, furchtbar in den Turnieren, und die Zierde der Bälle. Die alten Ritter stellten ihn der Jugend zum Muster auf; die Damen lobten sein edles und zierliches Betragen; und manche wünschte vielleicht

leicht, seine Eroberung gemacht zu haben. Schön Mühmchen allein nahm eine kalte und ernsthafte Miene gegen ihn an, wenn sie ihm öffentlich begegnete; aber dagegen spielte die Nadel desto österer ihre Rolle. —

So brachte Saintré viel Jahre zu, bis er das Alter erreicht hatte, wo er Ansprüche auf die Ehre eines Ritters machen konnte. Die prächtigen Geschenke der Prinzessin setzten ihn alsdann gar bald in den Stand, sich mit allem möglichen Pomp und Glanz darum zu bewerben. Es war Herkommens, daß ein junger Edelmann, der in den Ritterorden aufgenommen zu werden wünschte, sich durch einige Waffenproben auszeichnen mußte, um seinen Muth und Namen berühmt, und sich des Ritterschlags und der goldenen Sporen würdig zu machen.

Er hatte schon oft von dieser Sache mit schön Mühmchen gesprochen, und diese, so viel Ueberwindung es ihr auch kostete, sich auf einige Zeit von ihm zu trennen, sann doch auf nichts lieber, als wie sie ihrer Seits alles Mögliche beytragen konnte, ihren Geliebten sowohl durch seine Tapferkeit als Pracht mit allgemeinem Ruhm zu krönen. — Ich will, sagte sie, daß Ihre Herolde an den vier mächtigsten Höfen Europens

Ihre Ausforderung kund thun, und bekannt machen, daß diejenigen, die sich zum Zweykampf mit Ihnen einfinden werden, verbunden seyn sollen, entweder durch die Gewalt der Waffen Ihnen das prächtige Armband abzunehmen, das ich Ihnen selbst umbinden werde; oder zum Pfand Ihres Sieges Ihnen ein kostbares Geschenk zu lassen, das Sie bey Ihrer Zurückkunft Ihrer Dame überreichen können. —

Jetzt öffnete sie einen großen Kasten, der mit Gold angefüllt war; dreymal hatte Saintré daran hin und her zu tragen, bis er die ungeheure Summe in sein Kabinet geschafft hatte. Bey jedem Hin- und Wiedergehen, bezeugte er seine brennende Dankbarkeit so lebhaft, daß schön Mühmchen doppelt das Vergnügen schmeckte, ihm geben zu können. Als er weggehn wollte, schenkte sie ihm noch ein kleines Kästchen mit Juweelen; sie wählte sich selbst darunter die, welche sie zum Schmucke des Armbands bestimmte.

Saintré besorgte nun in der Stille alles, was zu seinem Vorhaben nöthig war. Aus Andalusien und von den Gränzen des rothen Meers kamen für ihn die schönsten Rosse. Die geschicktesten Waffenschmiede und Handwerker arbeiteten an seinen Harnischen, Waffen, und den Kleidern für seine

seine Bediente. Der erste Goldarbeiter im Königreich machte an dem kostbaren Armband ein Meisterstück.

Man kann sich leicht vorstellen, daß unter diesen Zurüstungen die kleine Nadel sehr oft ihre Zeichen zu wiederholen hatte, und daß die Antwort nie lange ausblieb. —

Im April war alles fertig, und eben als König Johannes, der den Saintré von Tag zu Tag mehr hochschätzte und lieb gewann, ihn zur Würde eines Kammerherrn erheben wollte, warf sich Saintré ihm zu Füßen. — „Gnädigster Monarch, rief er, erlauben Sie, daß ich erst alle diese Ehrenstellen und Gnadenbezeugungen, womit mich Ew. Majestät überhäufen, zu verdienen suchen darf.“ Hierauf entdeckte er ihm sein edles Vorhaben, und bat den König um seine Unterstützung. „Wie? lieber Saintré, antwortete der gnädige Fürst, Ihr wollt mich verlassen, eben jetzt verlassen, da ich Euch immer fester an mich zu ketten gedenke? — Aber ich billige Euer Vorhaben, und ich freue mich zum voraus, Euch zum Ritter schlagen zu können.“

So bald Saintré die Erlaubniß von seinem Herrn erhalten hatte, hielt er sein Vorhaben nicht

länger geheim. Seine Herolde, in reichen Kleidern, in gestickten und mit seinem Wappen gezierten Waffenröcken, erschienen nun öffentlich; nicht weniger seine zahlreichen Bedienten und die schönen Pferde, die er bis jetzt auf einem Dorf, einige Meilen von Paris, verborgen gehalten hatte.

Jedermann wünschte dem Saintré Glück, und bewunderte die Pracht seines Aufzugs. Es war Brauch, daß der König, die königliche Familie und die Prinzen vom Geblüte einem jungen Edelmann, der etwas unternahm, das der Nation Ehre machte, Geschenke gaben. Der Monarch schenkte ihm zweytausend Goldthaler aus der königlichen Schatzkammer; die Königin tausend; die Herzoge von Bourgogne, Anjou und Berry eben so viel; ihre Gemahlinnen verehrten ihm Armbänder, Juwelen, Ringe und dergleichen Kostbarkeiten, damit er an den verschiedenen Höfen, wohin ihn sein Zug führen würde, reichliche Geschenke austheilen könne. Schön Mühmchen allein hatte nichts gegeben. Die Königin machte ihr darüber Vorwürfe. — „Sind Ew. Majestät auch gewiß überzeugt, antwortete die Prinzessin, daß sich Saintré kein tolles Hirngespinnst in Kopf gesetzt hat, und daß er dem Hof und der Nation Ehre machen werde?“ — „Dafür hafte ich, erwiederte die Köni-

Königin; Saintré erwirbt sich durch seine immer größere Vollkommenheiten täglich die gerechtesten Ansprüche auf unsere Hochachtung." — „Ich gebe nach, Madame, sagte die Prinzeßin; ich muß gestehn, daß er sich seit einiger Zeit gar sehr zu seinem Vortheil geändert hat, und ich finde es billig, ihn wegen des Vorurtheils zu entschädigen, das ich immer gegen ihn gehegt habe, und daß ich ihn zuweilen, selbst wider meinen Willen, habe fühlen lassen. Um Ew. Majestät meinen Gehorsam zu bezeugen, erbiete ich mich, ihm das Armband zum Geschenk zu machen, welches das Gepräge seiner Unternehmung seyn soll: ich hoffe, er wird es zu vertheidigen wissen, und es demjenigen lassen theuer zu stehen kommen, der es ihm lösen will. *) Ich will ihm sogar die Ehre erweisen, es ihm am Tag seiner Abreise selbst um den Arm zu binden. Aber Ew. Majestät, fuhr sie fort, (als wenn ihr der Einfall eben erst durch den Kopf gienge) es könnte wol nicht schaden, wenn man zu erfahren suchte, ob sich auch Saintré auf eine Art zu seinem Zug gerüstet hat, die der erhabnen

Vor-

*) **Einen Kämpfer von seiner Unternehmung lösen**, hieß damals so viel, ihm die Marque, die er sich gewählt hatte, um sie stets zu tragen, im Kampf auf Schimpf, oder Ernst, oder durch einen edlen Tausch abnehmen.

Vorsorge und dem Antheil entspricht, dessen Ew. Majestät seine Unternehmung würdigen? Wie wäre es, wenn Sie befählen, sein ganzes Gefolge, Mann und Roß, auf den großen Platz zu versammlen; Ew. Majestät und wir alle könnten es dann vom großen Altan in Augenschein nehmen, wenn wir morgen aus der Messe kommen.“ — Die Königin billigte den Vorschlag von schön Mühmchen, und gab dem Saintré die nöthigen Befehle, der des andern Tages, an der Spitze seines Gefolges, auf dem Plan, nur ohne Rüstung, erschien. Er ritt einen vortrefflichen und stolzen Gaul von Arabischem Gestüt, und man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, die Geschicklichkeit des Reiters, oder die Schönheit des Pferds.

Man lobte den schönen jungen Ritter, den Geschmack und die Pracht seines Aufzugs. Die schöne Wittwe war nicht so laut in ihren Lobsprüchen, als die andern; aber insgeheim weidete sie sich an den Reizen ihres Geliebten und an dem Beyfall, den er überall einerndtete; und ganz unvermerkt wurde die kleine Nadel in Bewegung gesetzt. Saintré wußte, was die schöne Wittwe mit der Königin gesprochen hatte, und als er sich ihr des Abends zu Füßen warf, so überreichte er ihr das Armband: sie bewunderte die feine Arbeit, und verwahrte es bis zum Tag der Abreise.

Die=

Dieser Tag war nicht mehr ferne. Als er erschienen war, stellte die Königin eine große Versammlung an: alle Anwesende formirten einen weiten Zirkel, und die Waffenherolde, mit den Ehrenzeichen ihres Amts geschmückt, standen hinter der königlichen Familie. Saintré erschien, völlig bewaffnet, mit aufgezogenem Visier, und die rechte Hand vom Handschuh entblößt: er fiel vor seinem Monarchen auf die Knie, erneuerte den Eid des Gehorsams und der Treue, und erhielt aus seiner Hand, die er küßte, lettre d'armes.

Nun gieng schön Mühmchen, die den Zustand ihres Herzens künstlich genug zu verbergen wußte, mit einem Anstand voll Adel und Würde auf den Saintré los, und band ihm mit eigener Hand das schöne Armband um. Saintré küßte mit der tiefsten Ehrfurcht den Saum ihres Kleides, und bedankte sich. — Im Geleit der großen und ältesten Ritter des Hofs, begab er sich nun hinab auf den Plan, schwang sich behend auf sein Pferd, richtete seine Augen noch einmal auf den Pallast, wo die zurückblieb, die die Ehre und das Vergnügen seines Lebens ausmachte, entfernte sich von Paris, und nahm den Weg nach Arragonien, wohin sein erster Herold schon vorangegangen war.

Man bewunderte den jungen Saintré in allen französischen Städten, durch welche ihn sein Weg führte, wegen seiner Schönheit, edlen Denkungsart und Pracht. Diese Pracht und seine Geschenke nahmen zu, so bald er die Spanischen Gränzen erreicht hatte. Sogar einige kleine Vorfälle machten seine Geschicklichkeit und Muth noch mehr berühmt. Die Ritter jener Gegend, die sowol durch die Waffen, als durch die Geschenke und die Höflichkeit des Saintré ganz eingenommen waren, reisten nach Barcelona voraus, wo die Vornehmsten des Landes seine Ankunft durch Feste feyerten. Er hielt sich daselbst einige Tage auf, um seine Equipage ausbessern zu lassen, und ihnen noch mehr Glanz zu geben. Er schickte von hieraus drey Herolde an den König von Arragonien, der vornehmste trug die Kennzeichen und Liverey des Königs von Frankreich, und die beyden andern seine eigene. Sie mußten das königliche Patent überreichen, welches seinem Unternehmen die erforderliche Gestalt gab, und um die Erlaubniß bitten, am Hof des Königs von Arragonien erscheinen, seine Kniee umfassen, und ihm in eigener Person den Waffen- und Fehdebrief einhändigen zu dürfen. Alles wurde ihm verwilligt, und wenige Tage darauf kam er zu Pampelona an, wo sich damals der Hof aufhielt. Sein Ruf war schon vor ihm erschollen, und Saintré sah bey sei-

seiner Ankunft eine ausserordentliche Anzahl von Rittern und Damen, welche über die Größe und Schönheit erstaunten, die in seinem ganzen Gefolge herrschte.

Er wurde vor dem Thron geführt. Der Monarch sprach ausserordentlich gnädig mit ihm, und wünschte dem Könige von Frankreich zu so einem jungen, wackern Ritter Glück. Die vornehmsten Ritter stritten sich um die Ehre, ihn zu lösen; aber sie mußten diesen Vorzug dem edlen **Enguerand** abtreten, welcher der erste unter ihnen und ein naher Anverwandter des Königs war. So bald **Saintré**, der vor dem Könige knieete, wieder aufstand, näherte sich ihm Ritter **Enguerand** mit dem erhabenen, höflichen und offenen Anstande, wodurch sich die Arragonischen Ritter vor den Castilianischen auszeichneten, als deren Betragen weit frecher und zurückhaltender war. „Mein Bruder, sagte er zum **Saintré**, „indem er die Arme nach ihm ausstreckte, wollt „Ihr mich annehmen, um Euch zu lösen?“ — „Ja, mein Herr, antwortete **Saintré**, und die „Ehre, deren Ihr mich würdiget, ist so groß, „daß ich erröthen muß, weil ich sie noch so wenig „verdient habe.“ — „Ihr scherzt! erwiederte „**Enguerand**. Der Zögling eines so großen „Königs und ein so würdiger junger Ritter, der „den

„den Augen unserer Damen und allen Rittern „gleich liebenswürdig ist, verdient der nicht, daß „man alles für ihn thue?“ Hierauf umarmte er den jungen Saintré, und führte ihn zum König. Saintré band sein Armband los, rief Arragon, den Waffenherold des Hofs, und übergab es ihm, nebst einem Rubin von unschätzbarem Werth. Enguerand zeigte beydes den Damen und sämtlichen Rittern herum. Saintré konnte sich bey dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Schönheit der Frau Alienor (Gemahlin des Enguerand) mit den Reizen der Dame seines Herzens zu vergleichen. Und diese Alienor muß wol ausserordentlich schön gewesen seyn, weil sie in seinen Augen solcher Vergleichung werth war: denn wann finden glückliche und treue Liebhaber wol etwas so schön, als den geliebten Gegenstand?

Den andern Tag gab die Königin ein sehr glänzendes Fest. Saintré erschien dabey mit der Pracht und dem feinen Geschmack, der den Französischen Hof auszeichnete. Sein edles, höfliches Wesen machte ihn bey den Mannspersonen, und seine Artigkeit und Ehrfurcht für das schöne Geschlecht bey den Damen beliebt.

Unterdessen daß man sich der Freude überließ, wurden die Schranken und der Plan zum Thurnier

nier vollendet. Der Fehde- oder Waffenbrief des Saintré bestimmte, daß die beyden Kämpfer den ersten Tag fünf Lanzen brechen, und der Preis demjenigen zugesprochen werden sollte, der einigen Vortheil darinnen davon tragen würde. Den zweyten Tag sollte das Gefechte zu Fuß, und zwar mit dem Schwerte, dem Dolch und der Streitaxt geschehn, und der Sieger ein reiches Geschenk vom Ueberwundenen bekommen.

Der König, die Königin, nebst einem zahlreichen Gefolge des Hofs, beehrten den Zweykampf mit ihrer Gegenwart. Ritter Enguerand war um einen Kopf größer als Saintré. Sein kriegerisches Ansehn, seine Stärke und Tapferkeit, die er schon in mehr als zwanzig Kämpfen bewiesen hatte, machten allerdings ein sehr günstiges Vorurtheil für ihn. Dennoch waren die Wünsche der Damen mehr für den Saintré, ihre Herzen fühlten eine geheime Unruhe. Einige gaben ihre Theilnehmung noch deutlicher zu verstehn.

Der Vortheil und die Ehre in den drey ersten Lanzenbrüchen war völlig gleich. Beym vierten Rennen schien Enguerand seinem Gegner einigen Vorzug abgewonnen zu haben; aber im fünften war der Sieg des Saintré

entscheidend. Enguerand hatte seinen Stoß verfehlt, worauf Saintré seine Lanze bis auf den Schaft brach, und dergestalt gegen das Visier seines Helms rennete, daß sein Kopf bis auf den Rücken des Pferdes zurückgebogen wurde; doch blieb er im Sattel.

Hier wurde der Zweykampf geendiget. Die Richter des Kampfplatzes führten die beyden Kämpfer auf den Balkon, wo sich die königliche Familie befand. Nachdem Arragon, der erste Waffenherold, die Stimmen (bloß der Form wegen) eingesammelt hatte, so wurde Saintré als Ueberwinder ausgerufen. Enguerand nahm den Rubin von den Händen des Herolds, und überreichte ihn dem Saintré, mit den Worten: „Mein Bruder, möge dieser Rubin das Haar „der erhabenen und tugendhaften Dame schmük„ken, die der geheime Sporn Eurer gegenwär„tigen Unternehmung ist!“ Beyde wurden desselben Abends zum königlichen Fest eingeladen, und ihnen auf das achtungsvolleste begegnet. Des andern Tages wurden öffentliche Lustbarkeiten fürs Volk angestellt.

Auf den dritten Tag kündigten die Trompeten ein weit ernstlicheres Gefechte an, und die engern Schranken wurden nach den ver-

schiedenen Arten des Fußgefechtes eingerichtet. Dieser Zweykampf dauerte sehr lange, und war so heftig, daß die beyden Kämpfer zuweilen ausruhen mußten, um frischen Odem zu schöpfen und ihre Waffen, die durch die Gewalt der Streiche theils verbogen, theils zerstückt waren, lockerer zu schnallen. Der letztere Wettstreit war der furchtbarste. Der junge Saintré hatte seine Axt aus der Hand fahren lassen, er zog sein Schwert, mit dem er sich lange gegen die Stöße und Hiebe seines Gegners vertheidigte. Er nahm alle seine Geschicklichkeit im Ausweichen und Pariren zusammen, nutzte einen günstigen Augenblick, und hieb seinem Gegner mit einer solchen Gewalt auf die Hand, daß, wenn nicht der eiserne Handschuh den Streich aufgehalten hätte, er vielleicht dem Enguerand den Arm abgehauen haben würde: Enguerands Streitaxt flog davon viele Schritte weit aus der Hand. Saintré griff mit der größten Behändigkeit nach der seinigen, hielt ihre Schärfe dem Enguerand vor das Visier seines Helms, that einen Sprung, und setzte den Fuß auf die gefallene Axt, die sein Gegner eben aufheben wollte. Enguerand wurde über diese Entwaffnung äusserst aufgebracht; er umfaßte den Saintré, und versuchte, aber vergebens, ihn zu Boden zu werfen. Saintré

umschlang ihn gleichfalls fest mit dem linken Arm, und hielt die Streitaxt in der rechten Hand empor. Doch, ohne ihm einen Schlag zu versetzen, begnügte er sich an der Ehre, alle seine Bemühungen und Anstrengungen seiner Kräfte zu vereiteln. Um diesem gefährlichen Kampfe ein Ende zu machen, ließ der König seinen Stab fallen. Die Richter trenneten die Kämpfer, welches ohne Mühe geschahe. Enguerand hob alsbald mit der Hand, die ihm noch frey war, das Visier in die Höhe. — „Edler „Franzmann, rufte er aus, tapferer Bruder „Saintré, auch zum zweytenmal habt Ihr „mich überwunden.“ — „O mein Bruder, „was sagt Ihr da, antwortete Saintré. Bin „ich nicht selbst durch Euren Arm bezwungen „worden? verlor ich nicht zuerst die Streitaxt?“ Während dieses edlen Streites führte man sie auf den königlichen Balkon, wo der König ihnen entgegen kam und sie beyde in seine Arme schloß. Indem die Herolde die Stimmen sammelten, entwischte Saintré denen, die ihn umgaben, lief auf den Waffenherold zu, nahm sein Armband zurück, und kam mit entblößter, rechten Hand, um es dem Enguerand anzubieten, als wäre dieser und nicht er der Sieger gewesen; so daß er den Herolden nicht die Zeit ließ, ihn als Ueberwinder öffent-

lich

lich auszurufen. Enguerand schlug dieß schlechterdings aus, und übergab ihm sogleich sein Schwert. Es kostete dem Könige unendliche Mühe, dieser wechselseitigen Großmuth Schranken zu setzen, endlich fiel die Entscheidung dahinaus; Saintré gehöre das kostbare Armband. Hierauf eilte Saintré sogleich auf den Balcon, wo die Königin war, knieete vor Frau Alienor mit einem Fuß nieder, und bat sie, dieß Armband, als den gerechten Preis des Sieges ihres Mannes, anzunehmen. Ein allgemeines Geschrey von Bewunderung erhob sich. Die Königin selbst kam auf den Saintré zu, um ihn von den Füßen von Frau Alienor aufzuheben, die durch kein Bitten zu bewegen war, das reiche Präsent anzunehmen. Die Königin befahl ihr, es aus Ehrfurcht für den fremden Ritter zu behalten: Frau Alienor unterwarf sich diesem Ausspruch, nahm aber sogleich eine mit Edelsteinen besetzte Halsschnur ab, womit ihr schöner Hals geziert war. —
„Edler Ritter, sagte sie zu ihm, es würde „sich nicht schicken, daß Ihr zu der tugendhaf„ten und erhabenen Gebieterin Eures Herzens „ohne das Zeichen des Ueberwinders zurück„kehrtet: möchte sie doch diese Halsschnur „annehmen, die ich ihr durch Eure Hand über„reiche und möchte Euch doch die Freude loh-

 „nen,

„nen, sie auf den Lilien ihres Halses schim-
„mern zu sehn!“

Der König war selbst geschäfftig, die beyden Ritter zu entwaffnen. Saintré wurde gewahr, daß Engueraud verwundet war, fiel über seine blutende Hand her, küssete die Wunde, die er ihm versetzt hatte, und benetzte sie mit Thränen.

Die leichte Wunde hinderte den Ritter nicht, dem Feste beyzuwohnen, das auf das Turnier folgte. Saintré mußte sich, auf Befehl des Königs, bey Tafel zwischen ihm und Frau Allienor setzen; und die nämliche Ehre erwies die Königin dem Ritter Engueraud.

Noch eine Menge Lustbarkeiten wurden zu Ehren dieses ruhmvollen Tages angestellt, und Saintré war stets dabey der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. — Aber wie langweilig dünken uns nicht selbst die köstlichsten Stunden, wenn wir abwesend von der sind, die wir lieben! Wie schmacklos sind dann alle Freuden! Die Liebe trieb den Helden nach Frankreich, zur Erndte süßerer Belohnungen und süßeren Minnesolds zurück.

Er flog mehr, als er reisete, und kam in kurzem am Ufer der Saine an. O Seeligkeit, mit

Ehren

Ehren gekrönt vor die Augen der Geliebten zu treten, und sein ganzes Glück in ihnen lesen zu können!

Der König umarmte den Saintré, überhäufte ihn mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, und alle alten Ritter bezeigten ihm ihre Zufriedenheit. Der König brachte ihn zur Königin; sie war zärtlich gegen ihn gesinnt, denn sie war Frauenzimmer; sie hatte ihn unter ihrem besondern Schutz genommen; sie sahe ihn als Sieger und allgemein bewundert wieder; sie freute sich und empfands, daß es ihr Werk war. Sanfte Empfindung! du bist nicht Schwachheit, du machst der Natur Ehre. **Schön Mühmchen** stand neben ihr: es war der schönste Augenblick, den Saintré erlebte, als er seine Augen zu ihr aufschlug, und der, die er anbetete, öffentlich in Gegenwart aller, ohne Verletzung des strengen Geheimnisses, den Zoll seiner Achtung und Ehrfurcht bringen konnte.

Schön Mühmchen hatte mit eigener Hand das Armband, das Ehrenzeichen seines Ritterzugs, dem Saintré umgebunden. Er war also berechtiget, nachdem er sich von der Königin beurlaubt hatte, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr die Kunde von dem siegreichen Erfolg seines Kampfs

zu bringen und den Rubin und das kostbar Halsgeschmeide zu überreichen, welches er für sie angenommen hatte. Die schöne und gefühlvolle Wittwe ihrer Seits konnte nun auch dem Saintré, in der Glorie seiner Thaten, vorzüglicher begegnen, ohne Verdacht dadurch zu erwecken. Aber sie seufzte innerlich nach einem noch zwanglosern tête-à tête mit ihrem Geliebten; sie sah zum voraus! daß ihn die Liebkosungen des ganzen Hofs noch lange, hier zu zögern, zwingen würden, und sagte zur Königin: „Ew. Majestät erinnern sich gnädigst, welche Ungemächlichkeiten „der arme Saintré Tag und Nacht auf seiner Rückreise ausgestanden hat, sehen es also „Ew. Majestät als ein Werk der Barmherzigkeit an, wenn Sie ihn der ungeheuren „Menge entziehen, die ihn nun bald mit ihren Glückwünschen bestürmen wird: befehlen „Sie ihm, auf Ihr Zimmer zu kommen, wo „niemand den Zutritt hat, als die vom königlichen Hause. Saintré wird schon noch Gelegenheit finden, von seinen Abentheuern und „Gefechte seine Kameraden zu unterhalten. Ich „wünschte gar zu sehr aus seinem Munde bald „etwas von dem Arragonischen Hof und den „Schönheiten zu hören, die seine Zierde aus„machen.“

Die Königin billigte den Vorschlag, und nahm den Saintré mit auf ihr Zimmer, wo nur die königlichen Muhmen zugegen waren. Saintré erzählte alles, was ihre Neugierde befriedigen konnte. Seine Stirn und Wangen färbte die Röthe der Bescheidenheit, weil er genöthigt war, oft von sich selbst zu sprechen. Während seiner Erzählung schlug er zuweilen seine Augen auf, und sahe schön Mühmchen an. Seine Blicke waren mehr bittend als zärtlich: Er lauerte, wünschte und hoffte, mit einer Unruhe, die alle seine Adern stärker klopfen machte, auf das süße und glückliche Zeichen mit der Nadel. Leider hatte die schöne Prinzessin keine bey sich, und suchte nach einer an ihrem ganzen Anzug vergebens. Noch ein Blick des Saintré brachte ihre Ungeduld aufs äusserste, sie trat etwas näher zur Königin, und unter dem Vorwand, eine brillantene Schleife in Augenschein zu nehmen und zu bewundern, zog sie ihr ganz unvermerkt eine Nadel heraus. Wie schnell war sie nicht, das Zeichen damit zu geben! wie glühten ihre Augen! — Die Königin hatte es bemerkt. — Aber ich bitte Euch, liebes Mühmchen, sagte sie zu ihr, fürchtet Ihr denn nicht, Eure schönen Zähne zu verderben? Ich habe bemerkt, daß Ihr seit einiger Zeit Euch diese üble Gewohnheit ange-

wöhnt habt. Schont Eure Reize doch mehr. — Sehr richtig! gnädigste Königin, antwortete schön **Mühmchen**, aber Sie wissen, ich bin etwas zerstreut, und was thut nicht die Gewohnheit! Nunmehr dürfte mirs wol zu schwer werden, mich zu ändern. —

Den übrigen Theil des Tages brachte Saintré in den freundschaftlichen Umarmungen seiner alten Bekannten und der Hofleute zu, unter denen er auch nicht Einen Feind hatte. Er sahe nunmehr mit Ungeduld dem glücklichen Augenblick entgegen, wo er diejenige unter vier Augen sprechen sollte, von der er mit so vielem Recht vermuthen konnte, daß sie mit eben der Ungeduld, eben dem sanften Verlangen auf ihn wartete. Dieser Augenblick kam, und war der süßeste, den er je bey ihr geschmeckt hatte. Sein Sieg, der Ruhm, den er sich erworben, erhoben ihn dem angebeteten Gegenstand etwas näher, und gaben ihm jene Dreistigkeit, die der erste Grund zur süßen Gleichheit zwischen zwey Liebenden ist.

Diese unschätzbaren Augenblicke erschienen oft wieder, aber ihr Zauber wurde nach Verlauf eines Monats durch die unvermuthete Ankunft des Grafen **Loiseleng**, eines der wich-

tig-

tigsten Männer und Reichsbeamten Polens, gar sehr gekränkt. Dieser reiche und tapfere Woywode war gekommen, den Hofstaat König Johannis zu bewundern. Ihn begleiteten noch vier seiner Landsleute, aber von geringerm Range, als er. Alle fünf hatten einerley Gelübde abgelegt; daher trugen sie am Arm einen goldenen Ringel mit einer Kette, die an den Fuß anschloß, ohne daß sie dadurch gehindert wurden, sich des einen oder andern zu bedienen. Sie ließen den König bitten, ihnen eben so viel Ritter entgegen zu stellen, um sie des Minnezeichens zu entlösen.

Die Pracht und edle Einfalt in der Kleidung dieser Herren fand vielen Beyfall am Französischen Hofe. Eine Weste von goldgesticktem Zeug, welche sehr genau die Taille faßte, hieng herab bis an die Kniee. An einem mit Edelsteinen besetzten Gürtel hieng ein breiter gekrümmter Säbel. Ein paar leichte Stiefeln, mit reichen goldnen Sporen geziert; eine Mütze, vorn in die Höhe geschlagen, mit einem Reiger-Federbusch, der aus einem Strausse von Diamanten hervorzukeimen schien; ein langer purpurfarbener Mantel, mit Zobelpelz oder Astrakanischem Lammsfell gefüttert, der bis unter die Waden herabfiel, und, auf den rechten Arm wie-

der in die Höhe geschlagen, durch einen mit Edelsteinen besetzten Haken befestiget war; alles vereinigte in dieser einfachen und zugleich edlen Tracht sowol das kriegerische tapfere Kämpfen, als auch die Pracht der Herren an den südlichen Höfen. Ihre Artigkeit und angenehmes Betragen wurde bald bekannt, ohngeachtet des freyen und selbst etwas wilden Anstandes, welchen die nördlichen Völker, Nachkommen von Odins und Frigga's Lehrlingen, noch beybehalten hatten. Sie setzten gleich anfangs die Damen und Herren des Französischen Hofs in Erstaunen; bald darauf gefielen sie ihnen; ja sogar jener Hang zu neuen Moden, der der Nation scheint eigen zu seyn, brachte sie so weit, die ausländische Tracht nachzuahmen. Die Schuhe mit den langen Schnäbeln wurden vorne um etliche Zolle niedriger getragen. Die Westen wurden nicht mehr so dichte mit schimmernden Heftchen besetzt; viel Ueberflüssiges ihres Putzes verschwand gänzlich, oder wurde wenigstens bis zum Wahrscheinlichen herabgestimmt. Viele junge Ritter und Lehrlinge waren darum besorgt, daß ihre Namen in der Liste derer mit prangen möchten, die sich zum Kampfe gemeldet, welche Liste von den zwey Marschallen von Frankreich dem Könige überreicht werden sollte.

Saintré wagte sich nicht, schön Mühmchen deshalb zu befragen; aber er sprach niemals von der Minnefahrt dieser Polnischen Herren, ohne die lebhafteste Bewegung. Sie dachte edel; und ob es gleich ihren Herzen große Ueberwindung kostete, so konnte sie doch die Begierde ihres Liebhabers, sich neuen Ruhm vor ihren Augen zu erwerben, nicht mit ansehn, ohne davon gerührt zu werden. Sie gab ihm also die Erlaubniß, sich dem Könige vorzustellen, um diese edlen Sklaven der Liebe von ihrer Zusage zu entlösen.

Der König trug kein Bedenken, ihn als den ersten unter den fünfen zu ernennen, welche mit den fremden Rittern kämpfen sollten. Mit der größten Pracht nahm die Ceremonie ihren Anfang. Saintré gieng mit männlicher Anmuth auf den Woywoden Loiseleng zu, und fragte ihn, ob er ihn zu seinem Löser annehmen wolle. Der Graf hatte schon viel Rühmliches von Saintré gehört, und rechnete sichs daher zur Ehre, daß der Monarch seinen Zögling, den berühmtesten jungen Mann am Hofe, zu seinem Gegner gewählt hätte. Er drückte ihn voll Gefühl in seine Arme, da ihm Saintré mittlerweile Kette und Ringel ablöste.

Die Schranken des Turniers wurden nicht weit vom Pallast St. Pauls, im großen Baumgarten St. Katharine, aufgerichtet. Das Gefecht dauerte zwey Tage, und war für beyde Theile gleich ruhmvoll. Unterdessen da sich Saintré damals eben in den Jahren seiner männlichsten Stärke befand, und von seiner Schnelligkeit und Geschicklichkeit noch nichts verloren hatte, so fühlte er sich gar bald in beyden Stücken seinem muthigen Gegner überlegen. Aber, weit davon entfernt, dessen zu misbrauchen, begnügte er sich schon, des ersten Tags nur so viel Vortheil davon zu tragen, als nöthig war, sich und seiner Dame Ehre zu machen. Der zweyte Tag hingegen setzte seinen Edelmuth auf die gefährlichste Probe. Der muthige und tapfre Woywode, der von Jugend auf schon gewohnt war, mit seinem gekrümmten Säbel zu fechten, würde vielleicht ohne Saintré's ausserordentliche Geschwindigkeit, die Hiebe seines Gegners zu pariren, oder ihnen auszuweichen, einen entscheidenden Sieg davon getragen haben. Saintré blieb beständig bey kaltem Blute gegen einen Kämpfer, der durch eine so ausserordentliche Schnelligkeit in einige Verwirrung gebracht wurde, und begnügte sich lange Zeit damit, seine Hiebe fruchtlos zu machen. Aus eigener Erfahrung war ihm bekannt, daß der stärkste Schmerz für eine edle Seele die Demüthigung ist; daher

wußte

wußte er den Zweykampf bis zu der gesetzten Zeit, wo er sich endigen sollte, ohne doch selbst viel dabey vorzunehmen, zu unterhalten. Er bemerkte schon, daß der Arm seines Gegners nach und nach anfieng, müde zu werden, und nur noch langsam und sehr unfeste Hiebe thun konnte; jetzt sprengte er sein Pferd an, und nachdem er durch eine geschickte Wendung dem Grafen in Rücken gekommen war, versetzte er ihm so geschickt einen Hieb auf die Schärfe seines Säbels, daß er ihn fallen lassen mußte. Schnell sprang Saintré vom Pferd und hob ihn auf; dann band er seinen Helm los, zog seinen Handschuh aus, und bot mit entblößter Hand dem Grafen seinen Säbel wieder an. Ganz betroffen von dem Edelmuth des Saintré, sprang dieser gleichfalls vom Pferde, und eilte, seinen Säbel wiederzunehmen und einen so würdigen Gegner zu umarmen, dem er freymüthig und edel gestand: „Ich bin überwunden.“ Indem kam ihnen der König vom Balkon herunter entgegen, um die beyden Streiter zu umarmen. Er empfand, als er den Saintré in seine Arme drückte, den zärtlichen und lebhaften Antheil eines Vaters. Aber eine weit süßere Belohnung hatte diesem schon seinen Sieg reichlich vergolten; die zärtlichsten Blicke waren schon mit dem geliebten Zeichen der kleinen Nadel begleitet worden.

Man

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Gütigkeit des Königs und die lebhafte zuvorkommende Höflichkeit des angenehmsten und glänzendsten Hofs alles anwendeten, die Unruhe und den Verdruß der Polnischen Grafen wegen ihrer Niederlage zu besänftigen. Sie reisten nun wieder ab nach den Ufern der Weichsel, und überhäuften den Saintré, der sie eine Tagreise weit begleitete, mit reichen Geschenken und Versicherungen von Freundschaft.

Nicht lange darauf brachte ein Courier dem Könige die Nachricht, zwölf Englische Ritter hätten an der Französischen Küste gelandet, und sich einige Tage zu Calais aufgehalten; aber weil sie's ihrer unwürdig geachtet, der einmal angenommenen Gewohnheit und Herkommen sich zu unterwerfen, hätten sie den Entschluß gefaßt, gar nicht am Hof zu erscheinen, auch nichts zu übernehmen, weswegen sie einen Herold dahin abschicken müßten, um sich irgend eine Art von Erlaubniß bey einem Fürsten zu bitten, den sie nicht für König von Frankreich erkannten, weil er ein Sohn Philipps von Valois wäre, welchem ihr König die Krone (aber umsonst) streitig gemacht. Aus dem Grunde hatten diese Ritter bloß einen Waffengang an den Grenzen ihres Landes und ein Gehege (perron), um den Weg zu versperren, aufgeworfen,

sen, an welchem ihre zwölf Wappenschilde neben ihren Zelten aufgehängt waren. Hier wollten sie erwarten, ob jemand von der feindlichen Ritterschaft kühn genug wäre, Hand daran zu legen.

Diese Neuigkeit reizte den Unwillen aller Französischen Ritter, und erregte von neuem jene Erbitterung, die schon seit langer Zeit durch nichts hatte können erstickt werden. Eine große Anzahl junger Ritter erhielt die Erlaubniß, dahin zu reisen, und den Stolz der Engländer zu demüthigen. Es versammleten sich ihrer zwölf zu Ambliteuse, von da sie, ohne nach dem Namen ihrer Feinde zu fragen, mit demjenigen muthigen Zutrauen abgiengen, welches niemals Gefahr fürchtet, um die Schilde derjenigen umzustürzen, welche die kleine Verschanzung besetzt hielten. Fast alle unterlagen in dem erstern Lanzenrennen, einer Art von Gefechte, worinn sich der Englische Adel, zum Andenken der Ritter von der runden Tafel, in den Ebenen von Cramalot unablässig zu üben pflegt. Nur allzu bald erfuhr man diese demüthigende Neuigkeit zu Paris. König Johann warf seine Augen auf den Saintré, und schon schien ihm die Ehre der Nation gerettet. Saintré, durch den Blick seines Monarchen entflammt, wendete sich ganz unvermerkt nach seiner großmüthigen Geliebten; ein einziger Wink von ihr feuert ihn noch

mehr an; er umfaßt die Kniee seines Königs, und eilt zum rühmlichen Kampf.

Ausser den übrigen Bewegungsgründen, welche ihn schon dazu vermögen konnten, kam noch seine Bescheidenheit, nach welcher er es für Pflicht hielt, den schrankenlosen Stolz einer herrschsüchtigen und auf die Franzosen stets eifersüchtigen Nation zu züchtigen. Dieser Trieb, der tief in seiner Seele lag, hatte sich dadurch noch mehr gestärkt, da er die ungerechten Mittel sah, deren sie sich bedienten, um ihre Anschläge auszuführen.

Er reiste ab in Gesellschaft einiger Ritter, deren Muth und Liebe fürs Vaterland ihm schon bekannt war. Kaum war er angekommen bey dem Gehäge, das seine Gegner vertheidigen wollten, als schon die Britten nach den Waffen griffen, und geharnischt aus ihrem Lager hervortraten. Sie glaubten, unvermögende Gegner vor sich zu haben, und zeigten ihnen also ohne Bedenken die Französischen Schilde, zerbrochen zum Theil und in Koth getreten. Von gerechtem Unwillen entflammt, stürmten Saintré und seine Kameraden mit Wuth auf die Engländer zu. Diese gaben bald nach. Lanze, Streitaxt und Degen, alles war für sie gleich unglücklich. Saintré allein warf deren fünf durch die Schwere seines Hiebes zu

Boden.

Boden. Endlich wurden sie genöthiget, um Gnade zu bitten.

Saintré hatte sich ihrer Schilder und Fahnen bemächtigt, ließ die der Französischen Ritter zusammensuchen, und richtete sie auf der Verschanzung mit Ehre in die Höhe. Er hielts seiner unwürdig, sich der Pferde zu bemächtigen; und als er die Britten nach Calais zurückschickte, sagte er ihnen: „Noch drey Tage werde ich mich hier aufhalten und dieses Gehäge gegen diejenigen vertheidigen, die aus Calais einen Ausfall thun und „es angreifen wollen.“ Da aber die drey Tage verflossen waren, ohne daß sich ein Brittischer Ritter gezeigt, so ließ ers der Erde gleich machen. Dann kehrte er mit starken Tagreisen nach Paris zurück, und hielt, unter lautem Freudengeschrey einer zahlreichen Menge Volks, in Paris seinen Einzug. Die Schilde wurden zu des Königs Füßen niedergelegt. Der Monarch war nicht lange darauf bedacht, wie er den Sieger würdig belohnen wollte. Gleich des andern Tages ließ er eine glänzende Versammlung zusammenberufen, und Saintré wurde öffentlich zum Ritter geschlagen.

Es war nicht gewöhnlich, daß die Königin, selbst den ersten Prinzen vom Geblüt, mit eigener

 Hand

Hand die Sporen angelegt hätte; wenn sie aber dieser Ceremonie besondere Ehre erweisen wollte, so ließ sie es in ihrem Beyseyn durch diejenige Prinzessin verrichten, die sie am meisten liebte. Für dießmal wurde schön Mühmchen von der Königin dazu gewählt. Diese entledigte sich auch ihres Auftrags, der ihrem Herzen so viel Vergnügen machte, mit Anmuth und edlem Anstande. Sie legte ihm die Sporen an, und bediente sich zugleich dieses Augenblicks, wo sie ihm das Zeichen geben konnte, welches ihm noch eben so willkommen war, als beym erstenmale vor funfzehn Jahren.

Des nämlichen Tages machte der König bekannt, daß er gebeten worden, mit den übrigen christlichen Fürsten gemeinschaftliche Sache zu machen, welche damals eine Art von Kreuzzug vornahmen, um Preussen, Ungarn und Böhmen zu Hülfe zu kommen, welche durch die Armeen der Saracenen verwüstet wurden. Er hatte den Entschluß gefaßt, den Deutschen Rittern zahlreiche Hülfstruppen zu schicken; die Fahne des Reichs sollte mit über die Gränze genommen werden und dem Saintré anvertrauet seyn, der bey den Vortruppen, an der Spitze fünfhundert auserlesener Mannschaft seyn sollte.

Sowol

Sowol der Entschluß als die Wahl des Königs wurden allgemein genehmigt. Dem Saintré hüpfte das Herz vor Freuden, da sein König dieses vortrug. Aber in schön Mühmchens Seele schlich eine traurige Vorempfindung, eine schmerzliche Unruhe: nur ganz langsam, und Thränen in trüben Augen, ließ sie ihre zitternde Hand das Zeichen mit der Nadel geben. Nach wenigen Augenblicken schlich eben diese bange Ahndung auch in Saintré's Seele; er wollte sie bekämpfen, wars aber nicht vermögend. Auch ihr Abendgespräch war nicht, wie sonst.

Man wird sich leicht überreden können, daß die Bescheidenheit des jungen und großmüthigen Saintré gar sehr auf die Probe gestellt war, da er sich an der Spitze eines Heers von fünfhundert Lanzen sahe, umringt von den ersten und vornehmsten Rittern und Heerführern, die ihm alle zuruften, daß sie ihn für ihren Befehlshaber erkennten. „Meine Herren, antwortete Saintré „auf eine sehr edle Art, ich kann mich noch sehr „deutlich erinnern, daß ich, da ich nur noch ein junger „Page des Königs war, meinen Herrn in eine „reiche Abtey begleitete, wo man alle mögliche „Feyerlichkeiten anstellte. Mein König, des„sen huldreiches Betragen Ihr kennt, machte „sich einen Spatziergang auf der Wiese, wo er

„einen ganzen Haufen kleiner Kinder sahe, die
„sich mit verschiedenen Spielen belustigten, aber
„aus Respekt sogleich davon liefen. Er rufte sie
„mit einer lächelnden und leutseligen Miene wie=
„der zurück; und wendete sich zu denjenigen, die
„ihm die untersten zu seyn schienen. Meine Kin=
„der, sagte er, welches ist unter Euch das ver=
„ständigste? Die Kleinen lächelten, und der Be=
„herzteste gieng näher auf ihn zu. Derjenige,
„sagte er, gnädiger König, den der ehrwürdige
„Abt dafür erklärt. Der König ließ sich durch
„andere diese Antwort einigemal wiederholen,
„und fand sie zuletzt, nach einigem Nachdenken
„über den Sinn derselben, sehr richtig, weil näm=
„lich der Wille des Oberherrn durch die Kennt=
„niß, die er von seinen Untergebenen hat, be=
„stimmt wird, wodurch er beurtheilen kann,
„welche unter ihnen mehr oder minder verständig
„sind. — Eben so verhält sichs mit mir, meine
„Herren, da mich der König ausgewählt hat, die
„königliche Fahne zu tragen, und mich in dieser
„Rücksicht für den Weisesten zu erklären scheint.
„Ich muß mich also bemühen, es wenigstens in
„so ferne zu seyn, daß ich einsehe, wie sehr ich
„Euch in Ehren halten muß, und nichts ohne
„Eure weisen Rathschläge unternehmen darf.
„Männer, wie Ihr seyd, können nie welche ge=
„ben, die nicht zum Vortheil unserer heiligen Re=
„ligion

„ligion in diesem Kriege abzwecken, und den alten „Ruhm der Französischen Ritterschaft aufrecht „erhalten sollten.“

Das kleine Geschichtchen, die Gesinnungen und Bescheidenheit des Saintré erhielten allgemeinen Beyfall. Bey den Versammlungen des Kriegsraths sahen sie ihn mehr für einen Freund als Befehlshaber an. Sie gehorchten freywillig und von ganzem Herzen seinen Befehlen. — Des andern Tags setzte sich die Armee in Marsch nach Deutschland, und nahm den Weg nach den Ufern des Mayns.

(Wir halten's für nöthig, sehr viele Begebenheiten und Unternehmungen hier mit Stillschweigen zu übergehn, durch welche sich der tapfere Saintré noch immer neuen Ruhm erwarb, indem es sehr langweilige und ermüdende Erzählungen von Heldenthaten der schon oben erwähnten Art sind, deren Einförmigkeit weniger belustigt als ekelt.)

Saintré entsprach völlig der guten Meynung, die man von der Klugheit und dem Muth eines Heerführers fassen konnte. Seine Bescheidenheit, Ehrerbietung und Achtsamkeit für die Prinzen und alten Ritter, die unter seinem Commando

stunden, erwarben ihm ein Ansehn, von dem man wenig Beyspiele finden wird. Alles schätzte und liebte ihn; alles vollzog mit Freuden seine Befehle.

Die Französische Armee vereinigte sich nunmehr mit den übrigen christlichen Heeren, die dieses heiligen Kriegs wegen waren geschickt worden. Saintré hatte das Vergnügen, unter der Armee des Königs von Arragon verschiedene seiner alten Freunde anzutreffen, und in ihrem Anführer den braven Enguerand wieder zu sehn, mit welchem er eine so edle, so zärtliche Freundschaft und Waffenbrüderschaft beschworen hatte.

Da sie beständig nach einerley Plan handelten, und einander, sich zur Seite gelagert, sich beständig wechselseitige Hülfe leisteten, so machten die tapfern und stolzen Arragonier mit den Franzosen nur Eine Armee aus. Der nämliche Trieb nach Ehre und Sieg belebte sie alle; sie waren es, die über das unzählige Heer der Ungläubigen den ersten Vortheil erhielten, und den Muth und die Hoffnung der Deutschen Ritter wieder anfeuerten.

Während der Zeit, daß Saintré als ein tapfrer Ritter kämpfte und sich Lorbeeren sammlete, ereignete sich am Französischen Hofe, wo jedermann

jedermann von nichts als von seinem Ruhm, von seinen Tugenden sprach, eine höchst seltsame, ganz unbegreifliche Begebenheit. — Armer Saintré! Welch ein Lohn für deine Liebe! — —

Schön Mühmchen, diese allzu gefühlvolle Wittwe, hatte sich so sehr an die süßen Vergnügungen gewöhnt, deren sie jetzt seine Abwesenheit beraubte, daß sie bey dem Wahn, sie sehne sich nur nach ihrem Saintré, eine andre vielleicht minder edle, aber noch heftigere Sehnsucht empfand. Unruhig und rastlos, schmeckte sie nicht mehr die Süßigkeit des Schlafs; überall begleitete sie schwermüthige Erinnerung eines Glücks, das nicht mehr war. Die äusserste Entkräftung war die Folge ihrer Schlaflosigkeit; die Rosen ihrer Wangen welkten; Todesblässe überzog sie. Oft, in tiefes Nachsinnen versunken, und sich den Zerstreuungen des Verlangens und der Sehnsucht überlassend, ergriff sie gleichsam unwillkührlich die kleine Nadel, die ihr beständig so gute Dienste gethan hatte. Ihr Geliebter bemerkte das Zeichen zur Freude nicht; kaum konnte sie noch die Nadel bis zu ihrem schönen Mund in die Höhe führen. Eine große Last schien ihr den Arm niederzudrücken; bald sank sie, kalt und halbentseelt, schmachtend auf ihr Bette zurück. Dieser grausame Zustand hatte schnellen Einfluß auf ihre Ge-

sundheit. Die Königin, die sie liebte, bemerkte es, und da sie an einem gewissen feyerlichen Tage bey ihrer Toilette nicht gegenwärtig war, schickte sie alsbald den Doktor Hüe, ihren Leibarzt, zu ihr.

Dieser Doktor Hüe war den Aerzten der damaligen Zeit nicht ähnlich, welche fast alle ein gravitätisches Ansehen nachäfften, und fast beständig in Sentenzen zu reden pflegten. Weit entfernt, die Brille auf der Nase zu tragen, um dadurch den Schein zu gewinnen, die Augen durchs Studiren geschwächt zu haben, hatte er vielmehr muntere, geistvolle und oft tiefsehende Augen. Ob er gleich ein sehr gelehrter Mann in seiner Kunst war, pralte er doch niemals vor dem Krankenbette mit Schulgelehrsamkeit. Es war ihm mehr darum zu thun, denen, die sich ihm anvertraut hatten, zu gefallen, als, sie mit dergleichen Kram zu hintergehen. Da ihm alle kleine Vorfälle des Hofes bekannt waren, so unterhielt er sie mit dergleichen Erzählungen, mehr geheimnißvoll als verschwiegen; und indem er das Ansehen annahm, eine geheime Entdeckung zu machen, verschönerte er die Geschichtchen, die sich zutrugen. Oft sprach er in sinnreichen Floskeln, und würde mit sich selbst unzufrieden gewesen seyn, hätt' er nicht sein Gutachten mit einigen Scherzen begleitet, oder eine Verordnung für eine schöne Dame geschrieben, ohne

ihr etwas Zärtliches dabey zu sagen. Man wird leicht glauben, daß alle Damen am Hof ihn sehr gerne bey sich sahen; viele zogen ihn sogar zu Rath, ohne seiner benöthigt zu seyn. Sein sammtnes Kleid und der schöne spitzene Ueberschlag waren zuweilen, wenn er einen Besuch gemacht, ganz verdrückt. Nur schön Mühmchen, deren Betragen so kalt und zurückhaltend im Beyseyn mehrerer Leute gewesen war, deren Gesundheit vor der Abreise des Saintré beständig so fest geschienen hatte, war seines Zuspruchs noch nicht benöthigt gewesen, hatte ihn auch noch nicht in den Stand gesetzt, weder seine Wissenschaft noch seine Kunst, zu gefallen, in Ausübung zu bringen.

Herr Hüe befolgte die Ordre der Königin, machte seinen Besuch bey der Prinzessin, und that auf die ehrerbietigste Art die gewöhnlichen Fragen an sie. Sie gab ihm bloß leere Antworten, aus welchen er den wahren Zustand ihrer Gesundheit nicht konnte kennen lernen. Doch sah er, obgleich das Zimmer ziemlich dunkel war, so viel, daß ihre Augen vom Weinen roth waren; und einige unterdrückte Seufzer, eine halb gebrochene Stimme brachten ihn bald auf die Vermuthung, daß ihr Herz durch eine tiefe, schmerzliche Empfindung beunruhiget würde. Es mag nun Neugierde oder Theilnehmung gewesen seyn, genug, Herr Hüe

vergaß

vergaß auf einige Augenblicke, daß er liebenswürdig war, und bediente sich der Kenntniß, die er besaß, um die wahre Ursache ihrer Krankheit zu entdecken. Er ergriff einen der schönen Arme der Prinzessin, und wendete alle Aufmerksamkeit an, ihren Puls zu beobachten. Wie sehr erschrak er über der Stockung desselben! Die ungleiche, allzu hastige Bewegung der Muskeln war ihm ein gnugsamer Beweis, daß ihr Innres sehr viel leiden müßte.

Ein geschickter Medikus hat viel Vorrechte. Herr Hûe fürchtete, oder schien zu befürchten, daß die Krankheit von Verstopfung herrühren möchte, und erhielt deswegen von der schönen Wittwe die Erlaubniß, sich besser hiervon zu unterrichten. In aller Zucht und Ehrbarkeit durchirrte, drückte seine Hand einen Theil ihrer Reize. Zweymal ward er bey einem heftigen Beben derselben überrascht. Dieses Merkmal, mit einigen andern verbunden, ließ ihn schließen, wie entzündbar das Herz der Kranken wäre. Eine solche Entdeckung leitet einen jeden andern auf bloße Vermuthungen; ein Arzt folgert daraus richtige Begriffe. Messire Hûe hatte zu viel Verstand, als daß er hätte wagen sollen, die gegenwärtige zu misbrauchen. Er kannte schön Mühmchens hohen Geist, und beschloß deswegen sehr weislich, sich mit ihrem Vertrauen

trauen zu begnügen. Ach! sagte er zu ihr, wie sehr bedaure ich Euch! Eure Krankheit ist mir bekannt, aber meine Kunst vermag nicht, sie zu heilen; nur in Eurem Muth, nur in Euch selbst könnet Ihr Mittel dazu finden. Das Geheimniß Eures Herzens ist mir zu heilig, als daß ich weiter fragen, weiter nachsinnen, weiter forschen sollte... — Bey diesen Worten, die er mit sanfter, überredender Stimme sprach, konnte schön Mühmchen ihre Thränen nicht zurückhalten; auf diese folgte sogar anhaltendes Schluchzen, das sie zu reden hinderte. — Ach! rief sie endlich, ich sehe wohl, Messire, daß Euch nichts verborgen bleiben kann. Ja! Ihr seht in mir das unglücklichste Weib auf dem Erdboden. Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Nur so viel muß ich sagen, daß mir in dieser Stunde der Aufenthalt am Hofe unerträglich ist. Mit vollem Vertrauen entschließe ich Euch mein Herz: ich bedarf Einsamkeit; da will ich Ruhe suchen, die mich hier allenthalben flieht. Helfet mir — ich bitte Euch — von der Königin die Gnade erhalten, daß ich die reine Landluft genießen, daß ich den Frühling auf meinem Schlosse *)... zubringen dürfe.

Messire

*) Der Verfasser nennt es nicht.

Messire Hüe hörte diese Entdeckung mit eben so viel Ehrfurcht als Rührung an, und schwur der schönen Wittwe, noch denselben Tag mit der Königin davon zu reden, so daß sie selbst auf ihre Abreise dringen würde; sie könnte daher immer Anstalten dazu machen. Diese Hoffnung beruhigte die Traurende. Sie hatte am Finger einen kostbaren demantnen Ring; diesen reichte sie dem Arzte mit einer Miene voll Huld und Gnade. Nehmet, sagte sie zu ihm, diesen Ring als ein Pfand der Achtung und Dankbarkeit.

Hierauf eilte Messire Hüe, der Königin Nachricht zu geben, wie er die Kranke gefunden hätte. Indem er hier mit einem Worte alle die verschiedenen Uebel, die sie quälten, nennen wollte, erfand er den Ausdruck vapeurs. Anfangs verstand ihn die Königin so wenig als ihre Damen, aber einen Augenblick darauf verstanden sie ihn alle, und zwey Tage nachher klagten verschiedene von ihnen schmachtend über die Quaalen dieser Krankheit. Nicht leicht ist ein Ausdruck so bald Mode geworden und auch so lange geblieben. Messire Hüe ist also der Mann, dem wir dieses Wort zu danken haben, das bis auf uns gekommen ist, und die geheimen Leiden unserer Damen so ausdrucksvoll bezeichnet.

Auf seinen Bericht gieng die Königin nach der Messe zu **schön Mühmchen**, und fand sie blaß und verfallen. Hierüber sehr gerührt, umarmte sie die arme Kranke zärtlich, und bedauerte sie, daß sie so viel leiden müßte. Doch wurde **schön Mühmchen** ein wenig verlegen, als sie die Königin und ihre Damen vornämlich deswegen beklagten, daß sie so grausame Vapeurs hätte. Da ihr der Arzt nichts davon gesagt hatte, befürchtete sie, dieser Ausdruck möchte gar die Erklärung eines Zustandes erhalten, von dem sie nicht einmal gemuthmaßet haben wollte. Aber bald beruhigte sie sich wieder durch den Gedanken, daß er bekanntlich ein kluger Mann sey, und gestand, daß sie Vapeurs hätte, und daß diese Vapeurs nicht anders als durch Veränderung der Luft, Aufenthalt auf dem Lande und viele Bewegung vertrieben werden könnten. Die Königin, von Messire Hüe gestimmt, gab ihr völlig Recht, und bestand darauf, sie sollte, je eher, je lieber abreisen. Dieses that auch **schön Mühmchen**, und fuhr nach einigen Tagen, von ihren getreuen Damen begleitet, nach ihrem prächtigen Schlosse, in der fruchtbarsten Provinz, am Ufer eines schönen Flusses, halb umgeben von einem angenehmen Walde, ohngefähr sechszig Meilen von der Hauptstadt gelegen: ein

Um-

Umstand, der vermuthen läßt, daß dieses Schloß vielleicht in den lächelnden und fruchtbaren Ebenen an der Loire in Touraine gelegen habe. Ueberdieses war es auch — welches jene Muthmaßung bestärkt — sehr natürlich, daß schön Mühmchen, immer voll von ihrem Einzigen, unter ihren Schlössern dasjenige in der Provinz wählte, wo Er geboren war.

Die ersten Tage nach der Ankunft in ihrem Schlosse verstrichen der Prinzessin unter beständigem Herumirren und Anordnungen zur Verschönerung der Gärten. Gewöhnt an die Bequemlichkeiten und Pracht, die Philipps des Schönen Familie schon am Französischen Hof eingeführt hatte, fiel es ihr anfangs ein wenig schwer, Gallerien, dicke Mauern, ungeheuer große gewölbte und jahrelang vernachläßigte Zimmer zu sehn. Ihre erste Sorge war also ein bequemes Wohnzimmer, vornämlich aber ein kleines ganz einsames Kapellchen, das sie eben so einrichten, eben so meubliren ließ, wie dasjenige, dessen Andenken ihr noch so theuer war.

Durch die Bewegung von der Reise und die darauf gefolgten Beschäfftigungen hatte sie einige Zeit viel gesunder, als sonst, geschienen; allein

allein eben die Sehnsucht, eben der verborgene Kummer fiengen schon an, sie in ihren vorigen Zustand zu stürzen, als ein Zufall, von dem gar keine Folge zu vermuthen war, sie aus dem düstern Nachsinnen, dem sie sich so gern so anhaltend überließ, erweckte.

An einem Morgen, da sich ihre Damen früh zum Frühstück bey ihr eingefunden hatten, hörten sie ein schönes, helles Glockengeläute, das aus dem Walde her zu tönen schien. Die schöne Wittwe ließ ihren Schloßaufseher rufen, und fragte ihn, wo geläutet würde? — „Wie? „gab dieser Mann mit Verwunderung zur Ant„wort, ist Euch nicht bekannt, daß die reiche „schöne Abtey * *, die Eure Vorfahren stifteten, „kaum eine Meile von hier liegt? Vermuthlich „wegen des Ablaßfestes, das alle Jahr um diese „Zeit gefeyert wird, lassen die Religiosen mit „allen Glocken läuten.“

Die schöne Wittwe war, wie man schon weis, sehr gut unterrichtet, sehr gottesfürchtig, sehr geneigt zur Andächteley, hätte sich nicht Saintré's Bild in ihr Herz eingeschlichen. Da es darauf ankam, Ablaß zu gewinnen, ließ sie gleich anspannen, und fuhr nach der Abtey, wo sie, vermöge ihrer Herkunft aus der Familie des Stifters, freyen Zutritt hatte.

Die Abtey war ein sehr großes Gebäude. Das Aeussere derselben war mit Gothischen Zierrathen überladen; das Innere hatte alle mögliche Bequemlichkeiten. Die zahlreiche Bibliothek war bestaubt und in schlechter Verfassung; zum Bewundern aber die Ordnung in den Kellern, die Reinlichkeit im Speisesaal und die schönen Gewölbe der unermeßlich großen Küche.

Der Abt, der in diesem Kloster herrschte, (denn ein reicher Regularabt ist beyläufig ein orientalischer Despot) dieser Abt war höchstens sechs und zwanzig Jahr alt; sein Vater ein reicher Bauer in der Nachbarschaft, wo er in sehr großer Achtung stand. Dieser ehrliche Mann konnte weder lesen, noch schreiben; aber ein bischen Unterricht, dacht' er, könnte doch seinen Kindern auch nichts schaden, und erlaubte daher dem Herrn Pfarrer, der ein Gelehrter seyn wollte, sie nach seiner Art zu unterweisen, indessen daß er sich ernstlich angelegen seyn ließ, brave Kerls aus ihnen zu machen und sie zu allen Feldarbeiten abzuhärten. Der älteste Sohn versprach, weiter nichts zu werden als der beste Landwirth und Hausvater in der ganzen Gegend; der jüngste aber war ein wahres Wunder. Seit seinem sechszehnten Jahre konnt' er lesen und vor dem Pulte mit einer so männlichen Stimme singen,

daß weder Vikarius noch Schulmeister davor aufkommen konnte, und das Kirchengewölbe davon erdröhnte. Mit der einen Hand trug er bey Prozessionen das große Kreuz wie gar nichts, und schwang mit der andern das Rauchfaß wol sechs Schuh hoch. Er läutete zwo Glocken zugleich, aß ein halbgeweihtes Brod, trank den Wein aus den Altarkelchen. Der Pfarrer sagte unaufhörlich zu seinem Vater, wenn er seinen Sohn wollte geistlich werden lassen, er würde gewiß ein Stern am Kirchenhimmel werden. Eben dieser Pfarrer, der an seinem Lieblingsschüler nichts als Schönes sah, versicherte auch, wenn er ihn oft die andern Jungen ausprügeln sah, daß er geboren wäre, über die Menschen zu herrschen, und daß er zu den höchsten Würden seines Ordens emporsteigen würde. Der gute Vater konnte nicht anders, er mußte diesem glänzenden Prognostikon Glauben beymessen; und da er überdieses wahrnahm, daß die Mädchen im Dorfe an Festtagen mit seinem Söhnchen zu spielen anfiengen, daß sich unter seinen rothen Backen schon ein leichter Flaum zu zeigen begann, daß er einige von diesen Mädchen in die dichtesten Gebüsche, wo's die meisten Nüsse gab, zu führen pflegte, so verschob er's nun nicht länger, dem Rathe seines Pfarrherrn zu folgen, und

 stellte

stellte ihn in der Abtey ** vor, wo man ihn auch mit offenen Armen aufnahm.

Hier bildete sich der Lehrling ohne Mühe. Nicht leicht hat einer so glückliche, so glänzende Anlagen mitgebracht. Er wurde bald der Held auf dem Chor, in der Küche, im Keller: mit Einer Hand hob er eine Tonne auf und legte sie aufs Lager; er machte die besten Ragouts und sang Metten und Hymnen mit volltönender Stimme. Mit jedem Tage wurden seine Talente, seine schöne Figur, seine Stärke, sein Wuchs von fünf Schuh acht Zoll vollkommner. Man kann leicht denken, daß er bey so vorzüglichen Eigenschaften, bey seinem offenen Karakter und fröhlicher Laune, bey seinem entschiedenen Hange, gut zu essen, gut zu trinken, und zu andern dem gemeinen Konvent ersprießlichen Geschäfften von Abt und Klosterbrüdern angebetet wurde. Die Folge davon: Nachdem er sein Gelübde abgelegt hatte, schritt er schnell von einer Bedienung in der Abtey zur andern fort, verwaltete sie auch alle sehr rühmlich, bis er endlich Speise- und Kellermeister wurde. In dieser Stelle erwarb er sich den meisten Ruhm. Fünf oder sechs Jahre darauf starb der Abt an einer Unverdaulichkeit. Mit zitternder Hand

Hand zeigte noch der Sterbende, in Gegenwart der andern Mönche, die dabey versammlet waren, auf ihn, als seinen Nachfolger, und alle freuten sich bey sich selbsten über das Wort Nachfolger, welches seine Lippen nur noch undeutlich stammelten. Kaum war der Abt begraben, so versammlete sich das Kapitul. Der Sohn des würdigen Ackermannes wurde einstimmig gewählt und von seinem Bischof eingeweiht. Die glänzende Mütze bedeckte seine weiße und erhabene Stirn; er hielt den Stab mit wunderschönem Anstand; sein langes Kleid vom feinsten Zeug, und so weiß wie Schnee, legte sich sehr zierlich in Falten, und ließ seine starke, aber schöne Taille sehen. Er hatte ein paar durchdringende und feurige Augen, die vielleicht auf den Verdacht hätten bringen können, daß sein langes Kleid Ziegenfüße verhülle, wär' es ihm nicht zur Gewohnheit worden, es in die Höhe zu schlagen, um ein Paar nervichte, schöngeformte Beinchen mit einem hart anliegenden weißen Strumpfe sehn zu lassen.

So viel von der Geschichte und dem Bilde des würdigen Hauptes der Abtey * *. Schön Mühmchen kam dahin mit Verdruß und immer gegenwärtigem Andenken an ihren Liebha-

 ber.

ber. Zu den Füßen des Altars suchte sie Trost, wollte sie das Wenige, was von ihrem Herzen noch ihres war, zum Opfer bringen. Ihre Ankunft war durch ihre Knappen vorhero gemeldet worden; vier schöne Klosterbrüder, einen Baldachin tragend, erwarteten sie beym Eingang zur Kirche; ein reiches Kissen war für sie zurechte gemacht; und der Abt, seine glänzende Mütze auf dem Haupt, mit einem breiten goldenen Kreuz und köstlich gestickten Halskragen geschmückt, hielt in der einen Hand den silbernen Bischofsstab, und mit der andern den Weihwedel, um sie mit dem heiligen Wasser zu besprengen. Die Prinzessin wurde über diese anständige und hochachtungsvolle Art, sie zu empfangen, in die größte Verwunderung gesetzt. Bey der majestätischen Gestalt, in welcher der Abt einhertrat, fielen ihr die jüdischen Hohenpriester ein. Sobald sie niedergeknieet war, wurde sie von der Hand des Abts mit dem Weihwasser besprengt; er wagte es damals noch nicht, die zärtlichen Augen der Prinzessin zu sehen; andere Reize zogen seine funkelnden Blicke an sich zum ersten Entzücken, und machten sie ganz feurig.

Nachdem er die Prinzessin in einen sehr prächtig ausgeschmückten Betstuhl, ohnweit des Altars, geführt hatte, durchschallte seine helltönende feyer-

liche Stimme die ganze Kirche, als er das Te Deum sang, da er denn einen Vers um den andern mit dem Chor abwechselte. Seine angenehme, obgleich starke Stimme machte schon einigen Eindruck auf ihr Herz, und zerstreute sie in ihren ersten Betrachtungen. Sie schlug ihre schönen Augen nach des Abts seinen auf, der sich nicht enthalten konnte, auch ihre kleinsten Bewegungen zu beobachten. Ihre Blicke begegneten sich; die Aufmerksamkeit des Abts wurde immer stärker; schön Mühmchens Zerstreuung vermehrte sich.

Nach der Messe wollte sie wieder fortfahren. Aber der Abt, der sie, von den Vornehmsten des Klosters umgeben, bis an die Thüre der Kirche begleitete, stellte ihr ehrerbietig vor, daß es schon zu spät sey, in ihrem Schlosse zu speisen, und bat sie daher, daß sie, als Stifterin der Abtey, sich darinn erholen, und eine geringe Mahlzeit in einem Kloster einnehmen möchte, das ihre berühmten Vorfahren geliebt hätten, und sie mit ihrer Gegenwart beehren würde. Sie fand keinen guten Grund, diese Einladung auszuschlagen, und blieb.

Wie erstaunte nicht schön Mühmchen, als sie in einen angenehmen Saal trat, der zwischen

zween Gärten lag, und wo man eine Tafel zurecht machte, die mit dem schönsten Tischzeug bedeckt und bald mit Blumen bestreuet wurde! Ein prächtiges Mahl wurde schnell aufgetischt; und der Abt, der sich wieder ein bischen erholet hatte, schien der Dame Johanne, Ysabel, und Katharine an der Tafel, die eigentlich sein Element war, noch liebenswürdiger, als in der Kirche majestätisch zu seyn. Er betrug sich mit dem besten Anstande, bediente die Prinzessin mit Ehrerbietung, und die Damen mit einem freyen und galanten Wesen. Diese zischelten sich unaufhörlich in die Ohren. Die am nächsten bey der Prinzessin saß, schien am meisten mit ihrem Gegenstande beschäfftiget, so daß auch schön Mühmchen endlich eine Frage an sie that, auf die sie die Antwort schon vermuthete. Diese Antwort war sehr vortheilhaft für Se. Hochehrwürden. Schön Mühmchen sagte nichts darauf, aber allenthalben schielten, vielleicht ohne ihr Wissen, ihre Augen nach. Keine Bewegung von ihm, kein Beweis seiner Sorgfalt entgieng ihr: sie fand nichts an ihm, das er nicht mit einer gewissen natürlichen Anmuth gethan hätte, das nicht von Begierde, zu gefallen, belebt gewesen wäre.

Die besten Weine von jeder Art wurden aufgetragen, vorzüglich der, über welchen Sankt

Bern-

Bernhard seinen Segen aussprach, weil die Einwohner von Vougeaux den Boden, der ihn zeugt, der Abtey zu Liteaux verehrt hatten, um dereinst in dem Vaterlande der Auserwählten ein reicheres Erbe zu erhalten. Weine von den Pyrenäen, und selbst aus Griechenland, die unser Abt mit großen Kosten kommen ließ, blinkten in Pokalen von Kristall. Mit ihnen kam jene Fröhlichkeit, jene sanfte Freyheit bey dem Nachtische, die allen langweiligen Zwang verscheucht. Madame Katharine, welche einige Jahre, um die sie älter als ihre Gespielinnen war, dreister machten, schwatzte herzlich gerne. Sie fand den Abt sehr liebenswürdig, und machte sich die Freude, ihn zu necken und durch Scherze zu reizen. Der Abt, der glänzen wollte, antwortete in einem sehr lustigen Ton und mit der Munterkeit eines Mönchen, der durch glücklichen Erfolg bey einigen Weibern der benachbarten Flekken, die nichts Größeres als den Herrn Abt auf der Welt kannten, verdorben war. Seine Antworten konnten den Damen in dem Schlosse des Hoches oder de Düplessis les Tours indezent scheinen; aber in einem Kloster, und so wie sie aus dem lachenden und rothen Munde Sr. Hochehrw. kamen, fand sie auch schön Mühmchen artig. Sie vereinigte sich sogar bald mit Madame Katharine, und der Abt, dem Wein, Liebe und Begierden das Gehirn erhitzten, kramte all sein Bis-

chen Klostergalanterie aus, verglich die Stifterin der Abtey mit den liebenswürdigsten Heiligen des Paradieses, und selbst mit der Venus, wovon er die Geschichte auf einer alten Tapete gelernt hatte, und machte zwey- oder dreymal das schöne Mühmchen roth, misfiel aber nicht. „Bey „Gott! sagte er, ich hoffe, daß unsere erhabne „Stifterinn die Statuten des Ordens nicht über- „treten wird, zu dessen Beschützerinn sie ihre edle „Vorfahren machten. Eine der heiligsten Vor- „schriften, die uns unser guter, heiliger Vater „Bernhard gab, ist das Gebot, Gastfreyheit aus- „zuüben. Wer in ein Kloster von unserm Orden „eingehet, sagt er, soll drey Tage so empfangen „und verpfleget werden, wie einer von den Söh- „nen der Abtey. Die Brüder sollen sogar das „Recht haben, von ihm zu fordern, daß er einen „ganzen Tag bey ihnen bleibe und ihrem Gottes- „dienst beywohne. Bedenket also, Prinzessin, „daß Ihr in dieses Haus gekommen seyd, um Ab- „laß zu erlangen, und daß dieses nicht anders ge- „schehen kann, als wenn Ihr unsere Statuten „haltet, und uns wenigstens einen ganzen Tag „gönnet. Wir haben bequeme Zimmer; morgen „könnet Ihr unserm Gottesdienst beywohnen, „Ablaß und ein Mittagsmahl, wie das heutige, „nehmen, und dann den Abend in Euer Schloß „zurückkehren.“

Die schöne Wittwe konnte abermals keine Ursach finden, diese Bitte abzuschlagen, die ein Blick voll Lebhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Ausdruck begleitete. Sie schwieg einige Augenblicke. Die Damen hatten die Gefälligkeit, ihr eine Antwort abzufordern, und da sie nichts ohne eine auszeichnende Anmuth thun konnte, so versprach sie ihm, nicht eher als den folgenden Morgen abzureisen. Sie sagte es mit so viel Güte, ihre schönen Augen waren bey diesem Versprechen so sanfte, ihr Blick so freundlich, daß der gute Abt sich zu ihren Füßen warf, und ihren Rocksaum mit einer Wärme küßte, die zween schöne Füße, die er sah, bald noch vermehrten. Nichts von alle dem entwischte der schönen Wittwe, und diese erste Bewegung misfiel ihr nicht. Sie fand im Gegentheil mehr Annehmlichkeiten an ihm, da er, ausser sich, zu ihren Füßen lag, als da er in seinem ganzen Ornate prangte.

Kleine Becher von Bergkristall, mit dem kostbaren Saft Dalmatiens gefüllt, waren schon ausgeleeret, als sie der Abt auf eine grüne und reizende Wiese führte, wo Sitze in dem Schatten der Bäume angebracht waren. Der Abt, welcher der Prinzessin die Zeit vertreiben wollte, sagte ihr mit einem lachenden Gesichte: „Prinzessin, Ihr seyd „der Feste und Turniere an großen Höfen über-

„drüs-

„drüssig. Erlaubet mir also, daß ich Euch die „Spiele sehen lasse, die sich die Kinder des heili„gen Bernhards erlauben, um ihre Nerven zu „stärken und eine Uebung zu haben, die ihre Ge„sundheit unterhält." Bey diesen Worten warf er sein langes Skapulier und sein Oberkleid herunter, um den jungen Mönchen ein Beyspiel zu geben. Indem er den Rock in den Gürtel aufschürzte, ließ er zween weisse nervichte Arme sehen, die bis an den Ellenbogen entblößt waren, und forderte so seine Geistlichen zum Wettlauf und zum Ringen heraus.

In den beyden erstern Spielen waren einige, die ihm den Preis streitig machten. Ob sie aber gleich alle groß und wohl gemacht waren, so kam ihm doch keiner in dem schönen und kraftvollen Wuchse bey, und es wollte sich auch keiner auf das Ringen einlassen, da sie schon lange her die Geschicklichkeit und Stärke des Abtes kannten. Endlich gelang es ihm, einige der Stärksten hervorzurufen. Einige Zeit ließ er sie lauter unnütze Versuche machen; aber da er gerne dieses Spiel endigen wollte, welches nun schon eine Stunde dauerte, so gebrauchte er sich auf einmal all seiner Stärke, hob zugleich seine beyden Gegner zwey Fuß in die Höhe, und trug sie in seinen Armen zu schön Mühmchens Füßen.

Während dieser Zeit hatte sie sich mehr als einmal an die Zeit erinnert, wo sie so gerne den Spielen des jungen Adels zusah, wo sie so oft auf den Balkon gieng, von dem ihre Blicke mit solcher Wonne auf dem jungen Saintré ruhten. Aber jetzt malte sich das Bild des liebenswürdigen Saintré schon nicht so reizend ihrer Einbildungskraft mehr vor. Die Vergleichung, die sie mit seinem feinen und leichten Wuchs machte, gegen des Abts seinen gehalten, der sie in dem Augenblick lebhaft gerührt hatte, ließ ihr nichts sehen als einen jungen Pagen, vielleicht einen artigen Schäker. In eine neue Träumerey vertieft, fühlte sie von all der Verbindung von Zufällen, die Messire Hüe so geschickt durch das Wort Vapeurs definirt hatte, weiter nichts als eine heftige Bewegung, die sich durch alle Adern ausbreitete, und ihr zu angenehm war, als daß sie ihre Dauer gefürchtet hätte. Sie verdoppelte sich, als der Abt, stolz auf seinen Sieg, seine zween Mitbrüder zu ihren Füßen legte und zu ihr sagte: „Prinzessin, Ihr sollet den „Sieger nennen, und von Euren schönen Hän„den muß er den Preis empfangen.“ Sie erröthete, und der Verfasser läßt rathen, ob es aus Vergnügen oder Scham geschehen ist. Doch faßte sie sich bald wieder, und zog von ihrem Finger einen großen blitzenden Smaragd, mit

gelben

gelben Diamanten eingefaßt. „Hochehrwürdi-
„ger Abt, sagte sie, wer könnte Euch hier
„was streitig machen? Nehmet Ihr also von
„meiner Hand diesen geringen Preis Eures Sie-
„ges in Spielen, die mir weit angenehmer
„sind, als unsre Turniere, die sich oft blutig
„endigen.“ Er warf sich nun zum zweyten-
male zu ihren Füßen, und reichte seine Hand
hin, um den Ring zu empfangen. Die Prin-
zessin wollte ihn selbst anstecken, und drückte
nothwendiger Weise den Finger des Abtes.
Diese Berührung gieng so geschwinde in sein
ganzes Wesen über, daß er nicht mehr Herr
über seine brennenden Lippen war: er küßte die
Hand, deren wohlthätigen Druck er fühlte;
und dieser Kuß traf das Herz der Kranken des
Herrn Hüe dermaßen, daß sie nicht böse wer-
den konnte.

Beyde stiegen endlich auf. Der Abt bot
ihr die Hand, und führte sie nach einer zwar
einfachen, aber sehr bequemen Chaise, welche er
sich für das Vergnügen der Jagd hatte machen
lassen. Alsbald umgaben einige wohlberittene
Falkenier den Wagen; und nicht lange hernach
kam der Abt in Reisekleidern, die alle Schön-
heiten seines Wuchses sehen liessen, auf einem
ansehnlichen Rennpferd zum Vorschein. Seine
Stirn

Stirn war mit einem leichten Reisehut bedeckt, der sich ringsherum sehr artig in die Höhe schlug, und nicht im geringsten der großen und herab hangenden Kappe der Kinder des heiligen Bernhards ähnlich sahe.

Der Abt begleitete die Kalesche in die Ebene, wo die Hunde gar bald allerhand Vogelwildpret ringsherum aufjagten; sehr schnell wurden Lerchen und Rebhüner von den kleinen Falken heruntergestoßen. Ein Reiger flog aus dem dicken Rohr in die Höhe, drey Falken, die bis jetzt ganz ruhig auf der Hand der Falkonier gesessen, wurden sogleich entkappt; schnell stiegen sie in die Höhe und verfolgten den Reiger, den man kaum mehr sehn konnte — einige Augenblicke darauf stürzte sich der Reiger wieder nach der Tiefe, den die Falken durch ihren schnellen Flug überstiegen, und mit den gekrümmten Sporen Stöße versetzten; schnell stießen sie hinter ihm nach der Tiefe zu, um ihn mit den Klauen zu fangen, indem er die Erde berührte. — Der Abt eilte dahin, um sich die Füße und schönen Federn vom Strauß des Reigers geben zu lassen, die er mit einer sehr galanten Art der Prinzessin überreichte.

Als die Jagd zu Ende war, wurde der Weg nach dem Wald zu genommen. Eine kleine Abend-

Abendmahlzeit war hier bereit. Die Damen bezeigten darüber ihre große Verwunderung; die Prinzessin, die eine andere Wirkung fühlte, sagte nichts; sie überließ sich der neuen und sanften Empfindung ihres Herzens; und da sie keine innere Unruhe mehr störte, so genoß sie nunmehr mit ganzer Seele alles, was der Abt angestellt, um sich ihr gefällig zu bezeigen. Diese kleine Abendmahlzeit vermehrte die Vertraulichkeit, die sie unter sich gestiftet, und da die Sonne nunmehro untergieng, sahe sie mit Vergnügen das Ende eines angenehm zugebrachten Tages, und schmeichelte sich, daß die Abendzeit, die sie in der Abtey zubringen wollte, vielleicht mit eben so viel Reizen für sie begleitet seyn würde.

Bey ihrer Ankunft sahe sie das Vordertheil der Abtey erleuchtet. In einem Aufzug von zwanzig brennenden Fakeln begleitete sie der Abt nach ihrem Zimmer, welches er auf das kostbarste für sie hatte zurecht machen lassen. Alsbald hörte man eine ländliche Musik. — Aber die Prinzessin, durch die neuen Bilder, welche sich in ihre Seele drängten, durch die vielerley belustigenden Auftritte, wovon einer dem andern so schnell folgte, zerstreut, fast überladen, konnte auf diese neue Feyerlichkeit nicht lange aufmerksam bleiben. Nun schien ihr sanftes Nachsinnen und einige Augenblicke

genblicke Ruhe diesem vorzuziehen. Sie gieng in ihr Schlafgemach mit ihren Damen und dem Abt, den sie, nach ihrem Bedünken, ohne eine Unhöflichkeit zu begehren, nicht von sich entfernen konnte. —

Der bescheidene Autor übergeht hier mit Stillschweigen die Nebenumstände und Begebenheiten dieser Abendunterhaltung, welche auch, nachdem die Gesellschaftsdamen sich entfernt, noch lange fortdauerte. Er kömmt sogleich aufs Erwachen der Prinzessin, deren Augen niemals so glänzend gewesen waren. Er läßt uns bloß einen Blick thun, wie schön Mühmchen, durch den Zauber, durch die unwiderstehliche Gewalt, die Herr Hüe so völlig ausgespürt, dahin gerissen, schon neue Geheimnisse in ihrem Herzen verborgen hielt, an welchen Saintré keinen Theil mehr hatte; er schildert uns sogar, wie der Abt des andern Morgens bey der Tollette seine Aufwartung macht. Endlich äussert er die Vermuthung, daß beyde des Ablasses könnten benöthigt seyn, an den die Glokken der Abtey eben erinnerten, daß es die Zeit sey, denselben zu holen.

Der Abt verrichtete die Ceremonien mit dem nämlichen Anstand, als des Tags vorhero.

Der Tag wurde mit neuen Höflichkeitsbezeigungen zugebracht, und auf den Abend begleitete er die Prinzessin nach ihrem Schloß. Da noch fünf Tage übrig waren, an welchen man völligen Ablaß erlangen konnte, so verließen sie einander desto unbekümmerter, indem sie, sich des andern Morgens wieder zu sehen, versichert waren.

Fünf Tage des Ablasses waren auch fünf Festtage von Abwechselungen und Vergnügungen. Viele ähnliche folgten auf diese fünfe. Schnell flossen diese angenehmen Stunden vorüber. Aber der Königin dünkte schön Mühmchens dreymonatliche Abwesenheit eine so lange Zeit, daß sie einen Abgesandten mit einem Brief von ihrer eignen Hand zu ihr abschickte, um bald zurück zu kommen.

Die schlaue Wittwe, welche vorläufige Nachricht von der Ankunft dieses abgeschickten Edelmanns hatte, wußte es so einzurichten, daß sie sich zu Bette befand, in einem ziemlich verfinsterten Zimmer, als er vorgelassen wurde, damit er nicht sehen könnte, wie Vergnügen und Gesundheit ihre Gesichtsfarbe noch weit glänzender und blühender machten, als sie seit langer Zeit gewesen war. Mehr als jemals nahm

sie

sie jetzt ein kränkliches Wesen an, und in der Antwort die sie ihm gab, schützte sie ihre Unpäßlichkeit vor, warum sie noch nicht nach Hof zurückkehren könnte, sondern sich in der Nothwendigkeit befände, die Linderungsmittel, die sie angefangen, noch sofort mit gutem Erfolg zu gebrauchen.

Indessen daß eine treulose Geliebte den treuen, unbesorgten Saintré für seine Zärtlichkeit auf solche Weise lohnte, kam dieser junge Held mit unsterblichem Ruhme aus dem Felde zurück. Sein siegreicher Arm hatte die beyden anführenden Sultane der Sarazenen zu Boden gestreckt. Mit eigener Hand hatte er ihnen die Fahnen mit dem Halbenmondszeichen entrissen, und die in Furcht gesetzten Türken, da sie die siegreiche Fahne der Christen sahen, flohen auf allen Seiten, verließen Preussen und Schlesien, und suchten bey den Morästen des schwarzen Meeres Zuflucht.

Schon hatte Saintré die Hand seines großen Königs geküßt, und ihm mit ehrerbietigster Bescheidenheit von seinem siegreichen Feldzug Rechenschaft gegeben. Schon war er bey der Königin, wo er schön Mühmchen anzutreffen, und das geliebte Zeichen der kleinen

Nadel zu sehen hoffte, um sich noch denselben Abend ihr zu Füßen zu legen. — Wie groß war nicht sein Erstaunen und sein Schmerz, als er aus dem eignen Mund der Königin die Nachricht erhielt, daß sich schön Mühmchen seit beynahe fünf Monaten auf ihrem Landschloß befinde, selten etwas von sich hören lasse, ja sogar neuen Vorwand gebrauche, um noch länger abwesend zu bleiben. Der Schmerz und die Unruhe des treuen Saintré ließ keiner andern Vermuthung statt, als daß Krankheit diejenige schon seit so langer Zeit entfernt halte, die sein Herz anbetete. Der Tod seines Vaters und die Nothwendigkeit, sich seinen Vasallen als den nunmehrigen Besitzer zu zeigen, gaben ihm einen Vorwand; und des dritten Tages reiste er in Begleitung eines einzigen Stallmeisters ab, und eilte nach dem Schlosse, auf welchem sich diejenige befand, die seinem Leben den einigen Werth gab.

Als er im Thiergarten angekommen war, erfuhr er von einem alten Bedienten der Prinzessin, daß sie sich vollkommen gesund befinde, und schon durch den Park auf einem leicht trabenden Pferd, in Gesellschaft ihrer Damen, durchgeritten, um im Walde zu jagen. Saintré eilte ohne Bedenken ihr nach. Er folgte dem

Schall

Schall der Hörner und Bellen der Hunde, und bald traf er sie an. Er floh auf sie zu, warf sich vor die Füße ihres Pferdes nieder, umfaßte ihre Knie — alles in demselben Augenblick. — Die Dame, die ihn nicht erwartete, nicht mehr an ihn dachte, für die seine Gegenwart ein Vorwurf war, that für Ueberraschung einen lauten Schrey, da sie ihn kaum erkannte. — O, seyd Ihrs? gnädiger Herr! (seitdem er Ritter worden, gehörte ihm dieser Titel) sagte sie kalt; fürwahr, ich erwartete Euch nicht so bald. Warum, fuhr sie noch frostiger fort, habt Ihr Euren guten König sobald verlassen? Warum sucht Ihr mich hier auf? —

Saintré, ganz betäubt und in äusserstem Erstaunen, hob seine Augen gen Himmel; dann sahe er nach seiner Dame, die ihn kaum eines Blicks würdigte. Gerechter Himmel! sagte er zu ihr; seyd Ihrs wirklich selbst, die Ihr eine solche Sprache führen könnt, und mit einem so tödtenden Kaltsinn Euren treuen und unglücklichen Saintré empfangt? — Irr' ich mich nicht, antwortete sie trocken und stolz, so enthält Eure Rede einen Vorwurf. Wer hat Euch das Recht gegeben, hieher zu kommen und mich in meinem Vergnügen zu stören? —

Für Schmerz und Verwunderung mochte dem armen Saintré beynahe die Seele ausgehen. Er hatte nicht Stärke genug, wieder aufzustehen; er hatte die Kniee wieder fahren lassen, welche er kaum noch so zärtlich gedrückt; und schon wollte sich schön Mühmchen von ihm entfernen und ihn in diesem Zustand lassen, als eben der Abt, mit einem Hifthorn unter dem linken Arm, schnell herbey kam, und, ohne auf den Saintré einige Achtung zu richten, zu schön Mühmchen sagte: — Verlieret keine Zeit, Madame, wenn Ihr den Hirsch noch lebendig sehen wollt. — Die Prinzessin spornte das Pferd an, und ritt geschwinde mit dem Abt davon, ohne den Saintré eines Blicks zu würdigen, der ganz unbeweglich blieb, und zu errathen suchte, wer der Mensch gewesen, der die Prinzessin von ihm wegriß. — Traurig sieht er Madame Katharine an, die ihre Augen voll Thränen gegen den Himmel aufhob. O großmüthiger und unglücklicher Saintré! rief sie ihm zu, wie haben sich nicht die Zeiten geändert! —

Diese wenigen Worte brachten Licht und Verzweiflung in die gefühlvolle Seele des Saintré; da er aber den grausamen Argwohn, der sich ihm wider seinen Willen zudrang, zu be-

stätigen oder zu zerstreuen suchte, so stieg er zu Pferde und folgte traurig den Damen nach, welche an seinem Schmerz Antheil zu nehmen schienen. Erst eine gute Strecke davon holten sie schön Mühmchen ein. Die ungetreue Wittwe hatte unterdessen Zeit gehabt, den Abt zu benachrichtigen, daß der Ritter, den er eben gesehen, der berühmte Saintré sey, der nahe bey der Abtey ein Schloß besitze.

Als Saintré wieder beygekommen war, begrüßte er schön Mühmchen sehr tief und mit ernsthaftem Anstand. — Ihr seyd ohne Zweifel, gnädiger Herr, von Eurem Schloß hierher gekommen, um der Jagd zuzusehen? — Nein, Madame, versetzte er; erst vor sehr wenigen Tagen kam ich von der Armee aus Preussen, und habe ganz kurz meine Aufwartung bey Hofe gemacht. Die Unruhe, welche mir die Unpäßlichkeit einer großen Prinzessin verursachte, die mich stets ihrer Huld gewürdigt, verstattete mir nicht den geringsten Aufschub, um mich selbst von ihrem Befinden zu unterrichten. — Ihr hattet sehr Unrecht, Euch deshalb zu beunruhigen; Ihr könnt jetzt selbst sehen, daß sie sich nie besser befunden als jetzo. Ja sogar (setzte sie hinzu und sahe den Abt an, der lächelte) niemals ist meine Seele ruhiger

gewesen, als seitdem ich hier Vergnügungen genieße, die mir bis jetzt unbekannt waren. —

Der Abt hinderte den Saintré, darauf zu antworten, indem er auf eine sehr vertraute Weise auf ihn zugieng. „Gnädiger Herr von „Saintré, sagte er zu ihm, ich höre, wir „sind Nachbarn, und an mir solls gewiß nicht „liegen, daß wir nicht im besten Einverständ„niß mit einander leben.“ Ohne noch die Antwort des Saintré hierauf angehört zu haben, näherte er sich der Prinzeßin auf die vertraulichste Art, und sagte mit ziemlich lauter Stimme, so, daß es Saintré verstehen konnte: „Rathet Ihr mir, daß ich den „Saintré auf diesen Abend zu Tisch bitte? — „Meinetwegen, antwortete sie ziemlich verle„gen, wie Ihr wollt, . . . inzwischen braucht „Ihr nicht gar zu viel Worte darum zu ver„lieren, wenn er nicht bleiben will.“

Da sich Saintré einmal fest vorgenommen hatte, das Geheimniß gänzlich zu enthüllen, welches schon nach und nach anfieng vor seinen Augen hell zu werden, so nahm er keinen Anstand, die sehr flüchtige Einladung des Abts anzunehmen. Sie giengen sämmtlich den Weg nach der Abtey zu, wo sich Saintré be-

beständig mit Madame Katharine unterredete, und sich begnügte, das Betragen der Prinzessin genau zu beobachten, während daß der aufgeblasene Abt sehr frey mit ihr umgieng, ihr oft ins Ohr sprach, und über das ernsthafte und verlegene Betragen des Saintré sich lustig zu machen schien, wie er ihnen, nur wenige Schritte entfernt, nachfolgte.

Saintré erstaunte bey seiner Ankunft über die Pracht und den Jubel in der Abtey. Ihn dünkte, er käm' eher in ein Schloß wo der gnädige Herr Hochzeit machen wollte, als in den bescheidenen Wohnsitz eines Schülers des strengen, heiligen Bernhards. Das Abendessen war vortrefflich, und man wurde sogar sehr aufgeräumt dabey; denn Saintré gab sich nicht mehr die Mühe, schön Mühmchens Gesinnungen nachzuforschen, und der Abt überließ sich der rauschenden Freude eines reichen Mönchs, der sich als den stärkern fühlt, und glücklich zu seyn, gewohnt, sich mit seiner Ueberlegenheit brüstet. Ja, nicht gar lange darauf wagte ers sogar, durch die Blicke und den Beyfall der Prinzessin aufgemuntert, über die Ritterschaft zu schreyen und über diejenigen, die ihren einigen Ruhm vom Ritterstand erwarteten. Der Wein, das gute Essen, die verliebten Blicke

der Dame verleiteten ihn noch weiter; machten ihn so kühn, ihr die Kniee zu drücken. Saintré sah's und ward roth, ob er gleich der Undankbaren nichts als kalte Verachtung zugedacht hatte. Der Mönch, der jetzt mehr Muth fühlte als jemals, und dabey den Saintré so verlegen, so düster sah, glaubte ein Recht zu haben, über ihn zu scherzen, ja sogar ihm Trotz zu bieten. „Was fehlt Euch? gnädiger Herr! sagte „er zu ihm; es scheint, Ihr habt lange Weile „bey uns; dünkt Euch der Wein nicht gut ge„nug? Oder ist diese Klostermahlzeit eines Rit„ters unwürdig, der schon öfters an der Tafel „des größten Monarchen mit gespeist hat?“ Saintré versicherte, daß der Wein und die Mahlzeit nicht besser seyn könnten; und daß ausserdem die Gegenwart einer so großen Dame die geringste Strohhütte ehrenvoll mache. Der Mönch, der dadurch, daß Saintré durch diese Rede seine Abtey und Mahlzeit ein wenig herabzusetzen schien, aufgebracht wurde, antwortete hitzig: Alle diese Ritter und Stallmeister, die so oft die Welt durchstreichen, wären sehr glücklich, wenn sie zuweilen dergleichen Strohhütten auf ihrem Wege anträfen. — Die Prinzessin lachte über die Antwort des Abts, stieß ihn mit ihrem Knie, und gab ihm dadurch zu verstehen, daß er noch weiter in diesem Tone fortfahren sollte. — Ihr wer-

der mir zugestehn müssen, gnädiger Herr! fuhr er weiter fort, daß unter allen diesen Eisenfressern sich immer nur Wenige befinden, die durch Liebe nach wahrem Ruhm dazu geleitet werden. Wenn sie an einem Hofe nichts zu thun haben, dann suchen sie sich eine Närrin oder ein — einfältiges Ding, leicht zu verführen. Finden sie eine solche, so ist sie betrogen: werden sie abgewiesen, so seufzen sie und weinen, und die guten Mädchen, die nur zu gern an überschwängliche Liebe glauben, werden hintergangen. Doch eines der ohnfehlbarsten Mittel dieser Ebentheurer besteht darinn, daß sie mit mächtigem Aufsehn dasjenige für sie thun, was sie Minnefahrten nennen. Dann knüpfen sie sich irgend ein Dingelchen an den Arm, emprinse nennen sie's, oder an den Hals, oder ans Bein, und machen allen den armen Weiberchen insbesondere weis, sie trügen's für sie, und um ihnen den Preis zu bringen, giengen sie den größten Gefahren entgegen. Bey diesem Trug haben sie einen doppelten Vortheil. Da vermög' eines alten Gebrauchs die großen Höfe solche Fahrten begünstigen, so sind sie sicher, daß sie die Gütigkeit des Herrn und seiner Familie in den Stand setzen werden, in der Welt umher zu schweifen und sich gute Zeit zu machen. So schwärmen sie von einem Hof zum andern, und denken an nichts, als wie sie sich belustigen wollen. Tanz-

säle

säle besuchen sie oft anstatt des Kampfplatzes. Endlich kommen sie zurück mit einem Bedienten, der das Lügen gut versteht, geben ihm die Kleidung eines Herolds, und dieser muß nun Geschichten erzählen, wegen deren man sie gar höchlich preiset und gar liebreich bewillkommt. Was glaubt Ihr hiervon, Madame, setzte der unverschämte Abt hinzu, scheint Euch dasjenige, was ich behaupte, übertrieben? — Mich dünkt, antwortete die Prinzessin, Ihr schildert Zug vor Zug alle diese jungen Ebentheurer. — Alle? rief Saintré, indem er ihr scharf unter die Augen sahe; alle? O Madame, es ist nicht möglich, daß Ihr dieß glauben könnt! Und ich erstaune, wie eine so erhaben geborne Beschützerin unsers Adels, die sich bis auf den heutigen Tag als eine solche gezeigt hat, den Ritterstand in ihrer Gegenwart mit so viel Falschheit und Freyheit beschimpfen läßt. — Nicht so hitzig! unterbrach ihn der Abt, es kann allerdings wol Ausnahmen geben, doch gemeiniglich ist dieß die wahre Geschichte aller der Leute, die sich fast mit Eisen überziehen; und die mehrentheils in der größten Furcht sich befinden würden, wenn sie in wirkliche Gefahr kommen sollten. — Herr Abt, antwortete Saintré ganz feurig, Ihr wagt Euch zu viel; verehret einen Stand, der Euch Einkünfte verschafft, Euch schützt, und Euch ruhig

die

die Reichthümer genießen läßt, die Ihr so oft misbraucht. Wäret Ihr im Stande, die verwegenen Behauptungen zu verfechten, die Ihr eben gewagt habt, so würdet ihr bald die verdiente Strafe dafür büßen. — Das will ich, gnädiger Herr von Saintré, antwortete der Abt trotzig; das will ich, gegen wen es auch seyn mag, wenn es mit gleichen Waffen geschehn kann, und an die ich gewohnt bin. Für einen Menschen, der so mit Eisen überzogen ist, daß man ihm kaum mit einer Stecknadel beykommen könnte, ist es keine Kunst, einen armen Teufel, einen Mönch herauszufordern, der weiter nichts an hat als Kutte und Skapulier. Aber wenn Ihr mir, um dasjenige zu verfechten, was Ihr eben behauptet, Euren Mann stelltet, der mit mir ränge, so würde Madame bald einsehen können, wer von uns beyden Recht hat. —

Schön Mühmchen lachte aus Leibeskräften über diesen Wortwechsel. Mit Augen, Füßen und Händen suchte sie dem Abte noch mehr Muth zu machen, und schien ihm Beyfall zuzuwinken. Endlich setzte sie alle Zurückhaltung aus den Augen, und dachte auf nichts, als wie sie den Saintré ärgern und reizen möchte. Da sie Beyder Stärke kannte, und den

Abt-

Abt, dem zufolge, was sie auf der Wiese mit angesehen hatte, für weit stärker hielt, sagte sie zu ihm mit einem höhnischen Lächeln: Wißt Ihr auch wohl was Ihr bey dieser Ausforderung waget? Und sehet Ihr nicht zum voraus, daß Ihro Gnaden, Ritter Saintré, der sich jetzt ohne Waffen befindet, keinen Anstand nehmen darf, sie anzunehmen? — Auf gut Glück! sagte der Abt; wenn dem gnädigen Herrn das Spielchen gefällig ist, so bin ich sein Mann. Nein! beym T.... ich schlags nicht aus; und es sollte mir ein ausserordentliches Vergnügen seyn, wenn Madame einen Zeugen bey diesem Gefechte abgeben, und denjenigen mit eigener Hand belohnen wollte, der den Sieg davon trägt. — Saintré erkannte nur allzu wohl die schwarze Seele und heimliche List derjenigen, die er schon im Herzen verachtete. Aber seiner großmüthigen Seele konnt' es nicht gleichgültig seyn, von einem unverschämten Mönch ausgefordert zu werden. Schnell entschloß er sich zu diesem ungleichen Zweykampf. Er stieg zuerst von der Tafel auf, sahe der Dame stolz ins Gesicht. Das ist auch in der That die einzige Art von Zweykampf, sagte er halb leise zu ihr, die man Eurentwegen vornehmen mag. —

Sobald der Abt den Saintré auf den Füßen sahe, sprang er auch freudig von der Tafel auf: ergriff

ergriff ganz vertraulich diejenige schöne Hand, die Saintré so unzähligemal auf das ehrfurchtvolleste geküßt hatte, und zog sie dann mehr, als er sie führte, auf die nächste Wiese. Hier warf er sogleich alle Kleidung von sich, auch selbst diejenige, die er des Anstands wegen hätte behalten sollen. Indessen erröthete der sittsame Saintré, als er gezwungen war, die Waffen gleich zu machen, damit er keinen Vortheil über den Abt behalten mögte. Die Damen Katharine, Ysabel und Johanne schlugen die Augen nieder, *) schön Mühmchen aber bewunderte Se. Hochehrwürden, und ließ die Mönche, die schon auf die Tapferkeit ihres würdigen Oberhauptes stolz waren, bemerken, wie sehr er, seinem Gegner überlegen zu seyn, verspräche.

Saintré trat mit vielem Anstand hervor, und gab sich in die langen nervigten Arme des Abts, der wol zwey seines Gleichen hätte umfassen können. In zwey bis drey Ringen wehrt' er sich tapfer genug; aber der Abt, von jeher

*) In jenen rohen Zeiten wußte man noch nichts von Fächern. Anmerkung des Grafen von Tressan.

jeher in dieser Art zu kämpfen geübt, unterschlug ihm endlich das Knie, und der gute Saintré schwebte mit beyden Beinen in der Luft. O, bittet doch den Ritter, daß er meiner schone! rief der unverschämte Mönch, und warf ihn der Länge nach zu Boden. Während daß Saintré vom Fall ganz beschämt aufstieg, lag der Abt der Prinzessin schon zu Füßen. — Madame, sagte er, ich habe alleweile meine Rede bekräftigt; will aber der Herr von Saintré noch einen Gang machen, so will ich ihm zeigen, daß mir das Herkommen nicht unbekannt ist, zur Ehre seiner Dame mehr als eine Lanze zu brechen. — Ganz gewiß, sagte schön Mühmchen, Herr von Saintré ist viel zu galant, als daß er diesem Gebrauch nicht sollte Folge leisten; sollte er's aber ausschlagen, so würde ich ihn auf immer für einen Feigherzigen halten, und in Gegenwart der Königin und meiner andern Muhmen deshalb beschämen. —

Durch dieses niederträchtige Betragen einer Frau, die jetzt ihm um so mehr hassenswürdig als sonst liebenswürdig war, stellte sich Saintré fast wüthend zu einen zweyten Gefechte. Allein er war eben nicht glücklicher, als das erstemal. Der stammhafte Mönch trieb nur

Spaß

Spaß mit seiner fruchtlosen Anstrengung, und streckte ihn noch einmal die Länge lang zu Boden.

Endlich ließen die Gesellschaftsdamen, die Saintré schätzten und liebten, der Prinzessin deutlich merken, wie sehr sie dieser unanständige grausame Scherz beleidigte, den sie nur allzulange hätte fortsetzen lassen. **Schön Mühmchen** gieng auch ein wenig in sich, und begab sich nach der Abtey zurück. Hier setzte sie sich mit ihren Damen an Tafel, und ließ Konfekt und Liqueurs auftragen.

Der Abt kleidete sich schnell an, um bald wieder bey **schön Mühmchen** zu seyn. In seinen Augen funkelte Kühnheit und Freude. Der Vortheil, den er erhalten, hatte seinen Pfaffenstolz nicht wenig vermehrt. **Schön Mühmchen**, sonst so edel und stolz, freute jetzt sich auch; freute sich heimlich ihrer Wahl und über den Anblick, den tapfersten, berühmtesten Ritter von einem Mönch, den sie ihm vorgezogen, zu Boden geworfen gesehn zu haben. So tief war sie gesunken! —

Saintré, vom Ringen ermüdet, und zerstoßen von seinem doppelten Fall, zog sich lang-

sam und traurig wieder an. Er verbarg den Zorn, der in ihm glühte, sann aber auf unverzügliche Rache.

Dieses Gefechte und der Lebenswandel des Abts seit fünf Monaten erregten nun ein heftiges Murren unter den alten Religiosen der Abtey. Es reute sie, einen Mann gewählt zu haben, der am wenigsten für sein Amt gemacht war. Nachdem ihnen auch der alte Prokurator der Abtey vorgestellt, daß ihnen allen der Name des Ritters Saintré, so wie er selbst, verehrungswürdig seyn müßte, und daß seine Vorfahren der Abtey viel Wohlthaten erwiesen, so befürchteten sie aus guten Gründen, daß er sich rächen würde, und fertigten auf der Stelle zwey von ihnen ab, dem Abte die nachdrücklichsten Vorstellungen zu thun, und sogar darauf zu dringen, daß er alle mögliche Mittel anwenden möchte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen. Weil die Abgeordneten Zeit gehabt hatten, eher mit ihm zu sprechen, als Saintré zurück kam, so gestand der Abt, daß er seinen Scherz (wie er's nannte) zu weit getrieben habe, und versprach, er wolle es soweit zu bringen suchen, daß ihm Saintré verzeihen und das Geschehene vergessen sollte.

Nicht lange darauf kam Saintré mit einer angenommenen Freundlichkeit zurück. Der Abt stieg geschwinde auf und führte ihn ehrfurchtsvoll an seinen Platz. — Gnädiger Herr, sagte er zu ihm, so sind unsere Spiele auf dem Lande. Ihr habt, indem Ihr nicht verschmähtet, sie mit zu spielen, Euer gutes Herz eben so gezeigt, wie sonst die Größe Eurer Seele, mit den Waffen in der Hand, an der Spitze der Französischen Heere. — Es ist eine Art von Marter, von einem Mann, den man haßt, gelobt zu werden, vornämlich wenn er einen Vortheil über uns erhalten hat. Doch Saintré zwang sich, und indem er sich stellte, als nähm' er das Kompliment des Abts wie von einem Freunde an, sagt' er mit heiterer Miene zu schön Mühmchen: Gewiß, Madame, es ist sehr schade, daß ein so wohl gewachsener Mann, von einer so ausserordentlichen Stärke, sich dem Dienst des heiligen Bernhards gewidmet hat. Wie nützlich hätte er seinem König werden können, wenn er die Waffen gewählt hätte! Zwey seines Gleichen würden eine ganze Schwadron unserer tapfersten Streiter zu Boden geworfen haben; und schwerlich hätte einer ein so kriegerisches, so furchtbares Ansehn gehabt, als Se. Hochehrwürden in einer kostbaren Rüstung, an der Spitze unserer ersten Glieder fechtend,

gehabt haben würde. Die Prinzessin bestätigte dieß, und fügte noch mehrere Lobeserhebungen hinzu. Zum erstenmal hörte sie der Abt mit einer ausserordentlichen Bescheidenheit an, und lehnte sie zum Theil von sich ab. Dabey fuhr er immer fort, dem Ritter Schmeicheleyen zu sagen, und versicherte ihn zugleich, daß er alles, was das Kloster besitze, als das Seinige betrachten könne, und daß man nur seine Befehle erwarte. Dieses, setzte er hinzu, ist noch das Wenigste, was wir einem Nachkömmling unsrer großmüthigen Wohlthäter schuldig sind.

Ihr rührt mich, versetzte Saintré, indem er den Abt auf die Seite zog. Ich werde künftig gegen die allgemeine Sage behaupten, daß es noch möglich ist, in den Klöstern Dankbarkeit zu finden. Ihr Bernhardiner seyd mehr als die meisten andern Orden zur Ausübung dieser Tugend verbunden. Euer Stifter war von hoher Herkunft, war mit dem königlichen Hause verwandt. In den Herzen seiner Schüler muß noch Trieb zu edlen Thaten liegen; Klostereinsamkeit und Kutte können ihn nicht erstickt haben. Von meinem großen und guten Könige mit Wohlthaten überhäuft, brauch ich weiter nichts, als sie durch meine Aufführung zu verdienen, und um Ehre und Ruhm

zu arbeiten. Indessen kann ich Euch doch nicht verheelen, daß es mir jetzt bey meiner Ankunft auf meinen Gütern sehr schmeichelhaft seyn würde, wenn J. K. H. da sie sich doch hier in der Gegend aufhält, mir einen sehr schätzbaren Beweis von Vorzug vor meines Gleichen geben wollte. Dieser Vorzug sollte darinnen bestehen, daß sie mich würdigte, morgen auf mein Schloß zu kommen, und mit ihren Damen und Ew. Hochehrwürden zu Mittage zu speisen. Ich mag es nicht wagen, sie selbst darum zu bitten; aber von Euch erbitt' ich mirs als das erste und einzige Geschenk, daß Ihr mir diese Gnade zu verschaffen sucht. — Ich versprech's Euch, antwortete der Abt ganz unbedenklich. — Er that sich nicht wenig darauf zu gut, daß er so viel über sie vermochte. — Ihr könnt sie gleich in meinem Beysey darum bitten.

Obgleich Saintré die Demüthigung völlig bey sich fühlte, diese Gunst lediglich der Fürsprache eines glücklichen Mönchs zu verdanken; eine Gunst, die ihm vormals die Damen von freyen Stücken angeboten haben würden: so stellte er sich doch, als wär' er dem Abt vielen Dank dafür schuldig. Darauf wendete er sich gegen schön Mühmchen, und bat sie auf das ehrfurchtvolleste, ihm die Ehre

zu erzeigen, und des andern Tages auf seinem Schloß zu speisen, das sie bis jetzt noch nicht kenne, und wo sie zur Abwechselung andere Vergnügungen geniessen könnte. Mit dem äussersten Stolz nahm die Dame seine Einladung auf. Wisset, Ritter Saintré, daß die Muhmen der Königin, welche die Ehre haben, an königlichen Gastmahlen Antheil zu nehmen, dergleichen Bitten nur den Prinzen vom Geblüt gewähren können. Wenn die Andacht mich in diese Abtey ruft, so kann ich hier ohne Bedenken alle Vergnügungen genießen, die mir anstehn; aber niemand, wer es auch seyn mag, darf sich hierauf beziehen, um sich die nämliche Gnade von mir zu erbitten. Nein, nein, gnädiger Herr, ich kann Eure Bitte nicht erfüllen, ich würde mir zu viel dadurch vergeben, und alle Damen meines Standes würden's misbilligen, wenn ich mich so weit herabließe.

Hätte auch noch ein Fünkchen von Liebe in Saintré's Seele geglimmt, dieser letzte Beweis der bittersten Verachtung hätt' es ausgelöscht. Kaum war er noch im Stande, sich zu fassen, als er sah, daß der Abt schön Mühmchen auf die Seite zog, und mit einer gewissen Art von Ansehn mit ihr sprach. Es war, als verlangt' er von ihr, daß sie das Versprechen, das er gegeben, halten sollte. Nach einigen Augenblicken bestätigte sich

diese Vermuthung. Schön Mühmchen rufte Saintré zurück; ihre Augen waren ein wenig roth, Verdruß saß auf ihrer Stirne. — Gnädiger Herr von Saintré, sagte sie zu ihm, der hochehrwürdige Abt hat mir eben vorgestellt, da Ihr bey meinem Herrn und Vetter so sehr in Gunsten stündet, würd' er mirs vielleicht verdenken, wenn ich Euch eine Gnade versagte, die er selbst demjenigen, der sein Panier siegreich zurückgebracht, erzeigen würde. Ich will also morgen Mittag bey Euch speisen. Aber daß es kein prächtiges Mahl sey. Es soll nicht das Ansehn haben, als sey mein Besuch vorher angekündigt oder feyerlich angenommen worden. Für einen bloßen Ritter, wie Ihr, ist es genug, wenn er bloß ein Werk des Ohngefährs und der Nachbarschaft unserer Schlösser zu seyn scheint. —

Saintré nahm mit Danksagung diesen Beweis von Gnade an, den sein edles Herz zu einer andern Zeit ausgeschlagen haben würde. Die Mahlzeit gieng vorüber ohne die mindeste Erwähnung desjenigen, was am Tage vorgegangen war. Schön Mühmchen saß gezwungen und verlegen, ihre Damen wußten nicht, was sie denken, was sie sagen sollten. Der Abt aber nahm bald wieder die Miene eines glücklichen Liebhabers an, der von Tisch aufsteht, um den Abend mit seiner

Theuersten zuzubringen. Saintré, immer bescheiden und ehrerbietig, empfahl sich nun der Prinzessin, mit der Versicherung, daß er sich nach ihrem Befehl richten würde. Demohnerachtet ließ er fast die ganze Nacht hindurch Anstalten zu einer prächtigen Fete machen. Weil aber keiner von seinen Lehnsleuten von der ihm zugedachten Ehre das mindeste erfahren hatte, so waren die Vorhöfe, und selbst der innerste Schloßhof, ganz leer, als gegen Mittag die Prinzessin ankam. Sie war zu Pferd, mit ihrem Falken auf der Hand. Eben so folgten ihr die drey Damen; und der Abt in Jagdkleidern ließ von Zeit zu Zeit seinen großen Hengst sich in die Höhe bäumen, in der festen Meynung, daß er ihn Kurbetten machen ließe.

Saintré's Pagen und Knappen hatten sich im ersten Saal in zwo Reihen gestellt. Gleich beym Eintritt sagte die Prinzessin mit angenommener Sorglosigkeit, sie hätte sich von der Jagd zu weit abführen lassen, und da sie zur Mittagsstunde dem Schlosse des Herrn von Saintré so nahe gewesen wäre, hätte sie gehofft, er würde sie wol aufnehmen, damit sie hier einige Stunden ausruhen könnte. Saintré antwortete ganz in ihrem Ton, und stellte

sich

sich sehr verwundert über die Ehre, die ihm wiederführe. Dann, sobald es zwölf schlug, reichte er ihr, nach damaliger Sitte, vielleicht auch, um eine gezwungene Unterredung abzukürzen, ehrerbietig die Hand, und führte sie in einen großen Saal, wo die Tafel schon besetzt war. Hier setzte sich die Prinzessin in einen vergoldeten Lehnsessel, der Abt ohne Umstände auf ein Tabouret zunächst an ihr, und die Damen in ihre Lehnstühle; Saintré aber stellte sich hinter die Prinzessin, nahm auch nicht eher Platz an der Tafel, als auf ihren wiederholten Befehl, und nachdem der zweyte Gang aufgetragen war. Er hatte nicht vergessen, vor den Abt einige krystallne Flaschen setzen zu lassen, in welchen Wein von Cahors und Roussillon schäumte. Er wußte, wie gern der wollüstige Mönch beyde Gattungen trank, und daß, so viel er auch vertragen konnte, dennoch sein Kopf für die Zauberdünste dieser Weine voll Feuer zu schwach seyn würde.

In der That wurde die Unterhaltung beym zweyten Gange lebhafter und lustiger. Selbst schön Mühmchen schien zu vergessen, wo sie war; Saintré, glaubte sie, wäre durch ihre Blicke voll Verachtung und durch ihre Spöttereyen ganz darniedergeschlagen: bald beschäfftigte

sie sich nur mit ihrem Liebling, dem ehrwürdigen Abte, und dieser benahm sich, nach seiner Art, nicht anders als wie ein süßer Herr, der mit seiner Dame eine Partie auf dem Lande macht.

Man machte dem gnädigen Herrn von Saintré viele Komplimente über sein schönes Schloß, über seinen köstlichen Wein und sein herrliches Mahl, vorzüglich aber über die edle, einfache, kriegerische Ausschmückung seines Saals. Der König hatte nämlich befohlen, er sollte sein väterliches Schloß mit den Fahnen und andern Siegeszeichen, die er von den Ungläubigen erbeutet hatte, auszieren; diese waren also an den Wänden aufgehängt, und mit reichen Rüstungen von verschiedner Größe untermischt. Saintré nahm von daher eine sehr geschickte Veranlassung, das Gespräch vom gestrigen Abend wieder anzuknüpfen. Er zeigte seinen Gästen die ungewöhnlich großen und starken Waffen eines gewissen Sultans, den er mit eigener Hand erlegt hatte, und machte dabey die Anmerkung, daß nur sehr Wenige im Stande wären, es darunter auszuhalten und sie zu gebrauchen. — Aufs Wort! sagte der Abt, wenn's, um sie zu verdienen, nur darauf ankäme, sie zwo Stunden lang zu tragen, drinnen

nen zu laufen und sogar zu springen, Ihr solltet leicht einen finden, der sich dazu anheischig machte. — Wer weis? antwortete Saintré; aber könnte jemand die Wette gewinnen, so müßt' es ein Mensch seyn, so groß und stark, wie Ihr: denn der Sultan, der sie trug, war der furchtbarste Türk, dessen Tapferkeit ich jemals erfuhr; auch würd' ich ihn niemals erlegt haben, hätte nicht sein Harnisch, der nicht gut befestigt war, eine Oeffnung gelassen, durch die ich ihm mein Schwert in die Seite stoßen konnte. Uebrigens, setzte Saintré hinzu, wenn ich wüßte, daß Ihr sie brauchen könntet, mit Vergnügen würde ich sie Euch geben, ohne daß ich Euch vorschlüge, sie durch ein solches Probestück zu gewinnen. —

Schön Mühmchen täuschte ganz der artige, selbst freundschaftliche Ton, in dem er sprach, und neugierig, zu sehn, wie herrlich diese prächtige Rüstung dem schönen Wuchs des ehrwürdigen Herrn, in ihren Augen schon eines Heldens, anschließen würde, bat sie ihn, sie zur Probe anzulegen. — Warum nicht? sagte der Abt, und stürzte einen vollen Becher mit Roussillonwein hinunter. Ich erinnere mich, ich hab' in meiner Kirche einen großen alten Sankt-Georg, der ganz zerfetzt ist: will mich nun der gnädige

Herr

Herr auf die Probe stellen, unter Bedingung nämlich, daß die Rüstung mein wird, so will ich wol zusehn, ob ich sie erobern kann, um meinen Sankt-Georg wieder anzuputzen. — Alle klatschten Beyfall. Der Abt sprang auf, und warf hurtig seine Kleider von sich. Indessen machte Saintré die Rüstung Stück für Stück zurecht, um sie ihm selbst anzulegen. Hierbey ermangelt' er nicht, an jedem Riemchen doppelte Knoten zu machen, und eben diese Vorsicht auch beym Helm zu gebrauchen. Mit einem komisch-martialischem Ansehn gieng nun der ehrwürdige Herr auf und ab, sah bald auf schön Mühmchen, bald auf ihre Damen. Diese Augenblicke nutzte Saintré, um sich von einem getreuen Knappen in größter Geschwindigkeit seine gewöhnliche Rüstung anknüpfen zu lassen. Noch immer brüstete sich der Abt, und berauschte sich von den Lobsprüchen, die ihm die schwache Prinzessin zurief, und klagte nur, daß der verdammte Helm weit schwerer wäre, als seine Kappe, als auf einmal Saintré, ganz in Waffen, vor ihn trat, hinter ihm einen Herold und Bediente, die zwey Schilde, zwey Streitdegen und zwey Dolche trugen. In eben dem Moment waren auch beyde Saalthüren von bewaffneten Männern besetzt, welche die Spitzen ihrer Lanzen und Schwerter vorhielten. — Was soll das seyn, Saintré? rief

rief schön Mühmchen sehr erschrocken; was wollt Ihr hiermit? — Nichts, was nicht gerecht wäre. Gestern forderte mich der hochehrwürdige Herr Abt zu einem Gefechte, dessen Weise ihm schon längst bekannt ist; Ihr gabt ihm Beyfall, wußtet sogar durch Eure Reden mich dahin zu bringen, daß ich ihm stehen mußte; jetzt fordere ich dagegen den hochehrwürdigen Herrn Abt zu der einzigen Art von Kampf, die ich gelernt habe; und Ihr, Madame, liebt Gerechtigkeit zu sehr, um nicht von ihm zu heischen, daß er mir wieder stehe. — Unterdessen bot der Herold dem Abte Streitäxte, Degen und Dolche zur Wahl, aber der Abt verbat alles, Axt und Dolch und Degen, mit einer so jämmerlichen Miene, daß es erbärmlich anzusehn war. — Nicht weiter! Saintré? nicht weiter! rief schön Mühmchen; haltet ein, oder fürchtet alles von meinem Zorn! — Jetzt war's aus mit Saintré's Geduld. Er faßte sie beym Arm und setzte sie wieder auf ihren Lehnsessel. — Wagt Ihr's noch, mainhafte, treulose Frau, sehn zu lassen, wer Ihr seyd, nachdem Ihr Euch durch eine schändliche Schwachheit für einen schelmischen Mönch erniedrigt, und diesen einem treuen biedern Minnediener vorgezogen habt? Nein, ich erkenn' Euch nicht mehr für die Dame meines Herzens, nicht mehr für die Muhme meines Königs. Und du, elender Wicht, bedenke

dich

dich nicht länger, deine Stärke und die Waffen, die ich dir zur Probe gab, zu gebrauchen. Vertheidige dich, oder den Augenblick lass' ich dich zum Fenster hinaus werfen, wie du bist, in voller Rüstung. — Ihre Hochehrwürden sahn nun wohl, daß nichts anders übrig war, als sich zu wehren, und ergriffen endlich, im Vertraun auf Ihre Wunderstärke, eine Streitaxt und andere Waffen, die Ihnen der Herold darreichte. Nach dieser Wahl empfieng Saintré eben dergleichen Wehre aus den Händen des Herolds; und der ehrwürdige Herr, kopfsgrößer als sein Gegner, rennte, wie verzweifelt, auf ihn los, in der Hoffnung, ihn mit Einem Hieb abzufertigen. Aber Saintré parirte ihn mit dem Rücken der Axt, und begnügte sich, ohne Gegenhieb dem Mönch die Spitze an das Helmvisier zu setzen. So trieb er ihn immer rückwärts bis an einen Fuß des Tisches, über welchen der Abt so plump hinpurzelte, daß der ganze Saal von seinem Fall und vom Geklirre der Waffen erscholl. Unbeweglich lag er da unter der scharfen Axt des Siegers, der schon zuhauen zu wollen schien. — Haltet ein! Saintré, haltet ein! rief schön Mühmchen schmerzhaft aus; ach, haltet ein! was wollt Ihr thun? — Ihn vor Euren Augen bestrafen, mannhaftes Weib; doch soll meine Hand das Blut des Bubens nicht ganz vergiessen. — Mit diesen

Wor-

Worten lüftete er dem Abte das Visier, der unter dem Helm keichte und beinah erstickte. — Nur so, fuhr er fort, will ich Dich züchtigen, wie's alle Gotteslästerer verdienen, denn Du hast dem heiligen Orden der Ritterschaft und seinen Gliedern Hohn gesprochen. — Indem er das sagte, ergriff er die Zunge des Abtes, der nach Luft schnappte, und durchstach sie ganz leicht mit seinem Dolch.

Schön Mühmchen war in Ohnmacht gesunken; ihre Damen standen schaudernd um sie her und weinten. Saintré sahs. — Konnte ich anders? rief er den Damen zu mit einem Blick gen Himmel; konnte ich anders? Ich verlaß Euch: habt Mitleid mit ihr, so wenig sie auch Eure Sorgfalt verdient. Indem ward er den blauen Gürtel gewahr, den schön Mühmchen trug, damals ein Sinnbild von unbescholtner Zucht und Treue. Das konnt' er nicht vertragen. Er löste ihn ab, und gieng. Alles war schon fertig zu seiner Abreise: er setzte sich zu Pferd und überließ die Prinzessin ihren Gewissensbissen, den Mönch ihrer Sorgfalt, das Schloß seinen Verwaltern.

In wenig Tagen war er am Hof. Seine Leute mußten über die sonderbare Begebenheit das tiefste Stillschweigen beobachten: er nahm ihnen

einen Schwur deswegen ab, und sie blieben dem Schwur getreu. Er selbst hätte geglaubt, ein unverzeihliches Verbrechen zu begehn, wenn er nur Ein Wort von dem entfallen ließe, was die Ehre einer Dame betraf, wäre sie auch noch so strafbar gewesen.

Vierzehn Tage nachher kam schön Mühmchen auch wieder an Hof: sie konnte nicht länger ausbleiben, denn die Königin, der sich schon ein leichter Verdacht zudrängte, beklagte sich darüber. Der Hof war in dem großen Hotel Sankt Paul versammlet. Bonna von Luxemburg empfieng sie mit offenen Armen. Wie mußte sie nicht erröthen, als die tugendhafte Königin sie küßte und ihre Muhmen sie eben so zärtlich bewillkommten! Ihre Ankunft veranlaßte unterschiedene Lustbarkeiten, bey denen sich Saintré gegen sie eben so ehrerbietig, eben so eifrig bezeigte, wie ers sonst gegen seine Beschützerin gewesen war. Freylich fehlte jetzt etwas, das Zeichen mit der Nadel; doch wars ihm minder empfindlich, als es ihr vielleicht seyn mochte.

Eines Tages nach der Mittagstafel wurden alle Damen und Herren vom ersten Rang in die innersten Zimmer der Königin gelassen, wo sonst niemandem der Zutritt verstattet war. Langeweile

gewelle durfte man da nicht befürchten; indessen sah's die Königin doch gern, wenn man ihr zuweilen Geschichtchen erzählte: und da niemand angenehmer erzählte, als Saintré, so wählte die Königin für dießmal ihn, um eine interessante Anekdote von ihm zu hören. Saintré wußte gleich, was er thun sollte. Er schickte erst die Versicherung voraus, daß er selbst alle Umstände dieser seltsamen Begebenheit, die man ihm aus Ungarn geschrieben, nicht so ganz für wahr halten könnte. Dann erzählt' er der ganzen Versammlung die Geschichte seiner Liebe mit allen Umständen, auch mit denen, die in der Abtey und zuletzt im Schlosse vorgefallen waren.

Die Königin war sehr aufgebracht. Die Dame, sagte sie, verdiente Abscheu und strenge Strafe. Verschiedene Damen giengen in deren Bestimmung noch weiter, wollten sie so grausam, so entehrend, als möglich, haben. Als die Reihe schön Mühmchen traf, konnt' es Saintré nicht überhoben seyn, auch sie um ihre Meynung zu fragen. Sie, schon fühllos gegen Gewissensbisse, wagt' es nicht, die Heldin der Geschichte zu entschuldigen, aber sie tadelte sehr das Betragen des Ritters: unverzeihlich schien es ihr, daß er seine Rache so weit getrieben, vornämlich, daß er sich unterstanden hätte, den Gürtel

seiner ehemaligen Dame und Wohlthäterin abzulösen. Sie sagte die letzten Worte so stolz und bitter, daß es Saintré'n empfindlich verdroß. Er beschämte sie auf der Stelle, indem er sie, ohne daß es jemand gewahr wurde, ein Stück von eben dem Gürtel ganz verstohlen sehen ließ. Das war das Ende seiner Rache und seiner Liebe.

2.

Fortsetzung der Romane der la Fayette.

Von ungefähr hatte indessen ihr Gemahl von Madame von Martigues erfahren, daß der Herzog in seinem Hause wäre und allein bey seiner Frau seyn müßte. Nun zweifelte er nicht mehr, dieser Prinz müßte jener so sehr gefürchtete Liebhaber seyn, dessen Namen sie ihm nicht hätte sagen wollen. Von Eifersucht getrieben, geht er plötzlich von der Königin weg, wo er die Nachricht bekommen

kommen hatte, um eine Unterredung, die ihn beunruhigte, zu stören. Er kömmt nach Hause, sieht aber nichts, woraus er schließen könnte, daß der Herzog noch da sey; geht sogleich zu seiner Frau, spricht mit ihr von gleichgültigen Dingen, und fragt sie endlich, was sie gemacht hätte, und wer bey ihr gewesen wäre? Sie sagt' es ihm, aber ohne den Herzog von Nemours zu nennen. Ihre Zurückhaltung beunruhigte ihn. — „Ist's das alles? — Ja!
„— Und der Herr von Nemours? (mit einem
„Ton, der seinen ganzen Schmerz ausdrückte,)
„haben Sie ihn nicht gesehen, oder haben Sie
„ihn vergessen? — — — Ich hab' ihn wirk-
„lich nicht gesehn; ich war nicht wohl, und
„ließ mich durch eins meiner Mädchen bey ihm
„entschuldigen. — — Sie waren also bloß für
„ihn nicht wohl, weil Sie alle andere Besuche
„angenommen haben? Warum ein Unterschied
„für ihn? Warum ist er Ihnen nicht eben
„das, was Ihnen Andre sind? Warum scheuen
„Sie seine Gegenwart? Warum lassen Sie's
„ihm merken, daß Sie sie scheuen? Warum
„verrathen Sie's ihm, daß Sie sie der Ge-
„walt bedienen, die Ihnen seine Liebe über
„ihn giebt? Würden Sie's wohl wagen, ihn
„abzuweisen, wenn Ihnen nicht bekannt wäre,
„daß er Strenge von Unhöflichkeit zu unter-

„scheiden weis? Aber warum müssen Sie
„strenge gegen ihn seyn? Von Seiten einer
„Person, wie Sie, Madame, ist alles Gunst-
„bezeugung, Gleichgültigkeit ausgenommen. —
„— Ich glaubte nicht, daß, welchen Verdacht
„Sie auch in Absicht auf den Herrn von Ne-
„mours hegten, Sie mir deßwegen, daß ich
„seinen Besuch verbeten habe, Vorwürfe ma-
„chen würden. — — Und doch mach' ich sie
„Ihnen, Madame, mit Recht. Warum ha-
„ben Sie seinen Besuch verbeten, wenn er
„Ihnen nichts gesagt hat? Aber gewiß, Ma-
„dame, er hat sich gegen Sie erklärt; Sie ha-
„ben mir die Wahrheit nicht ganz sagen kön-
„nen, den größten Theil davon haben Sie ver-
„schwiegen; auch in Ansehung des Wenigen,
„das Sie mir gesagt haben, hat es Ihnen
„gereut, und Sie haben nicht Muth genug
„gehabt, fortzufahren. Ich bin unglücklicher,
„als ich glaubte; ich bin der Unglückseligste un-
„ter allen Menschen."

Lange dauerte dieses Gespräch mit gleicher Lebhaftigkeit, bis endlich Herr von Cleves fortgieng. Den folgenden Morgen reisete er ab, ohne sie zu sprechen, doch hinterließ er einen Brief an Sie, voller Sanftmuth und Betrübniß. Sie schrieb ihm eine rührende Antwort, die seine Un-

ruhe zu stillen fähig war. Ueber dieses war Herr von Nemours ebenfalls mit auf der Reise nach Rheims; ein Umstand, der ihn eben so sehr als ihr Brief beruhigte.

Auch sie war eine Zeitlang ruhiger, als sonst. Die Erinnerung jener Unterredung und des edlen Verfahrens ihres Mannes beschäfftigte ihre ganze Seele, und sie fühlte anfangs die Abwesenheit des Herzogs von Nemours fast gar nicht; aber nicht lange, so war sie ihr unerträglich. Seit der Entstehung ihrer Liebe war kein Tag vergangen, da sie nicht gehofft oder gefürchtet hätte, ihm zu begegnen. Jetzt konnte sie's nicht mehr hoffen, und war sehr betrübt darüber.

Die Einsamkeit zu Colomiers ward noch einmal ihre Zuflucht. Hierhin ließ sie verschiedene große Gemälde bringen, die von andern kopiert waren, und alle merkwürdige Begebenheiten von Heinrichs des Zweyten Regierung darstellten. Unter andern sah man auch die Belagerung von Metz; alle, welche sich dabey hervorgethan hatten, waren da sehr ähnlich gemalt, und der Herzog von Nemours gehörte auch darunter. Vielleicht hatte Madame von Cleves bloß deßwegen diese Gemälde kopiren lassen.

Nach der Krönungsceremonie erhob sich der Hof nach Chambort, und der Herzog mußte den König dahin begleiten. Madame von Martigues kam auch dahin. Sie hatte Madame von Cleves zu Colomiers besucht, und sprach lange mit der Königin von der Art, wie sie da lebte; auch rühmte sie sehr den Pavillon im Walde; wo sie manchen Abend mit einander zugebracht hätten, und wohin Madame von Cleves, auch wenn sie allein wäre, sich ordentlich alle Abende zu begeben pflegte.

Sie erzählte das alles in Gegenwart des Prinzen von Cleves und des Herzogs von Nemours. Diesem entgieng nicht das Mindeste davon, und er nahm sich vor, selbst nach Colomiers zu gehen, um zu sehn, was die Prinzeßin in jenem Pavillon machte; vielleicht, hoffte er, würde er sie auch ohne Zeugen sprechen können. Er fragte Madame von Martigues über verschiedene Umstände. Herr von Cleves hörte es, und errieth sogleich, warum er fragte. Er übersah sogar den ganzen Plan des Herzogs. Dieser hätte ihn gern eben so geschwind ausgeführt, als er ihn angelegt hatte, ersann einen Vorwand, um vom König die Erlaubniß zu einer Reise nach Paris zu erhalten, und bekam sie auch den Tag hernach.

Der Prinz von Cleves war gar nicht mehr ungewiß, in welcher Absicht er abreisete, und hatte Lust, ihm auf der Stelle zu folgen; nur die Besorgniß, bey dem Herzog dadurch einigen Argwohn zu erregen, hielt ihn zurück. Gleichwohl wollte er wissen, was er eigentlich von der Aufführung seiner Frau halten sollte. In dieser Verlegenheit wendete er sich an einen Kavalier, dessen Treue gegen ihn und Geschicklichkeit ihm bekannt waren, entdeckte ihm alles, und befahl ihm, dem Herzog von Nemours nachzureisen, ihn genau zu beobachten, ob er nicht nach Colomiers eilen und des Nachts in den Garten gehen würde; ein Auftrag, der nur zu gut besorgt wurde. Der Herzog blieb in einem Dorf, eine halbe Meile von Colomiers, und schlich sich gegen Abend in den Wald, der zum Garten der Prinzessin führte. In diesen zu kommen, kostete ihm einige Mühe, doch gelang's ihm endlich. Er sah helles Licht in einem der Kabinette des Pavillons, und näherte sich ihm in einer Bewegung, in einer Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt. Die Fenster des Kabinets waren offen. Der Herzog sah ohne Mühe, daß sie allein war; so schön, dünkte ihn, hatte er sie noch nie gesehen, kaum war er Herr über seine aufwallende Empfindung. „Es war heiß; sie „hatte nichts auf dem Kopf, und der Busen „war bloß, ihre Haare waren nachläßig aufge-

„steckt; sie lag auf einem Ruhebette; vor ihr „stand ein Tisch, auf diesem verschiedene Körb„chen mit Bändern. Sie nahm einige davon „heraus, und Herr von Nemours bemerkte, daß „sie von eben den Farben waren, die er auf dem „Turniere getragen hatte. Er sah, wie sie sie „an ein Spanisch Rohr knüpfte, welches etwas „Besonderes war, das er nach einigem Gebrauch „seiner Schwester geschenkt, und das ihr die „Prinzessin genommen hatte, ohne sich's mer„ken zu lassen, als ob sie's wüßte, daß ehemals „der Herzog Besitzer davon gewesen wäre. Sie „that das alles mit einer Annehmlichkeit, mit „einer Sanftmuth, welche die Empfindungen, „die sie im Herzen nährte, über ihr Gesicht „verbreiteten, nahm hierauf ein Licht, gieng „damit an einen großen Tisch, dem Gemälde „von der Belagerung von Metz gegen über, „auf welchem auch Herr von Nemours gemalt „war, setzte sich davor, und betrachtete dieses „Bildniß mit einer Aufmerksamkeit, mit einem „tiefen Nachdenken, die nur die Liebe erzeu„gen kann.

„Unmöglich läßt sich's beschreiben, was Herr „von Nemours in diesem Augenblick empfand. „Mitten in der Nacht, an dem schönsten Ort „von der Welt, eine Person zu sehen, die er

„an-

„anbetete; sie zu sehen, ohne daß sie davon „wußte, und sie ganz mit Dingen beschäfftigt „zu sehen, die sich auf ihn bezogen, und auf „die Liebe, die sie ihm verheelte; das ist Etwas, „was nie ein anderer Liebhaber empfand, oder „auch nur sich ausdenken konnte.“

Unbeweglich vor Vergnügen stand er da, vergaß, daß jeder Augenblick ihm kostbar war, wollte endlich ins Kabinet hineingehen, aber Furcht und andere Betrachtungen hielten ihn zurück; mitten in der Nacht eine Person, der er noch niemals etwas von seiner Liebe gesagt hatte, zu überfallen, schien ihm eine Thorheit zu seyn; sie würde ihn gar nicht anhören, würde mit Recht zornig darüber seyn, daß er sie durch einen Schritt, der so nachtheilige Folgen haben konnte, mehr als einer Gefahr aussetzte. Auf der andern Seite drängte ihn der Wunsch, mit ihr zu reden; was er gesehen hatte, machte ihm Hoffnung; er faßte Muth, gieng einige Schritte vorwärts, immer noch in der heftigsten Unruhe; eine Scherpe, die er trug, verwickelte sich im Fenster, machte ein kleines Geräusch; Madame Cleves sah sich um, glaubte, ihn zu erkennen, und gieng, ohne sich zu besinnen, ohne noch einmal nach der Seite, woher das Geräusch kam, zu sehen, in das Zimmer,

mer, wo ihre Mädchen waren. Um ihre Bestürzung zu verbergen, gab sie vor, daß sie sich nicht allzuwohl befände, welches sie auch deßwegen sagte, damit, indessen alle ihre Leute mit ihr beschäfftiget wären, Herr von Nemours zu entwischen Zeit gewönne. Sie mußte sich viel Gewalt anthun, um ihn zu fliehen, und erst sehr spät konnte sie einen Ort verlassen, dem er, wie sie vermuthete, so nahe war. Beynahe war es Tag, als sie ins Schloß zurückkam und er aus dem Garten gieng.

Die folgende Nacht kam er wieder dahin, in der Hoffnung, daß sie ihm günstiger als die vorige seyn würde, aber alle Fenster und alle Thüren des Pavillons waren zu. Madame von Cleves, die leicht vermuthen konnte, daß er wiederkommen würde, und sich den Muth, ihn zu fliehen, nicht immer zutraute, war auf ihrem Zimmer geblieben. Die ganze Nacht blieb der Herzog im Garten, glaubte zwar nicht, daß er sie sehen würde, fand aber doch ein Vergnügen daran, eben die Schönheiten, an deren Anblick sie sich täglich ergötzte, zu betrachten. Ein mislungener Plan schreckte ihn nicht ab; er entwarf einen andern, nämlich den: sich von Madame von Merconur zu ihr führen zu lassen, und wußte die Sache so geschickt einzuleiten,

ten, daß seine Schwester nicht einmal vermuthete, welche Gefälligkeit sie ihm erzeigte. Mit einer lebhaften Unruhe sah ihn Madame von Cleves; sie konnte nicht länger zweifeln, daß es ebenderselbe wäre, den sie in der vorletzten Nacht in ihrem Garten gesehen hatte; er selbst fand Mittel, sie davon zu unterrichten, ohne daß seine Schwester den eigentlichen Sinn seiner Worte errathen konnte. Madame von Mereonur war im Begriff, nach Paris zurückzukehren, und er hatte ihr schon gesagt, daß er seinen Weg wieder nach Chambord nehmen würde; solchergestalt hoffte er, nach ihrer Abreise einige Augenblicke mit Madame von Cleves allein bleiben zu können; aber sie errieth seine Absicht, und begleitete seine Schwester bis an den Ausgang des Waldes. Er mußte also auch reisen, und lenkte nach Chambord ein; halb verdrießlich, halb zufrieden über den Erfolg seiner Reise.

Inzwischen hatte der Kavalier, den ihm der Prinz von Cleves nachgeschickt hatte, seinen Auftrag pünktlich vollzogen. Nichts von alle dem, was der Herzog gethan hatte, war ihm entgangen, das ausgenommen, was im Innern des Gartens vorgefallen war; aber er hatte ihn doch hinein, und wieder herausgehen

sehen.

sehen. Mit trauriger Miene kam er zu seinem Herrn zurück. „Seht, rief der Prinz, „ich merke schon, was ihr mir zu sagen habt, „aber ich bin nicht stark genug, es anzuhören. „— — Ich habe Ihnen nichts zu sagen, worauf man ein sicheres Urtheil gründen könnte. „Zwar ist Herr von Nemours zwey Nächte „nach einander in den Garten gegangen, und „den Tag darauf mit Madame von Merconur „zu Colomiers gewesen. . . . Genug! (er gab „ihm nochmals ein Zeichen zu gehen) ich brauch „nicht mehr zu wissen," und so mußte der Kavalier ihn allein lassen.

Vielleicht war nie ein Schmerz quälender, als jetzt der, den der Prinz von Cleves fühlte. Er glaubte, den Gram über die Untreue einer Geliebten und den Schimpf, von einer Frau betrogen zu seyn, zu gleicher Zeit dulden zu müssen. Das konnt' er nicht ertragen. Noch eben die Nacht überfiel ihn ein Fieber; nach den Zufällen, die es begleiteten, hielt man die Krankheit für sehr gefährlich. Man gab der Prinzessin Nachricht davon; sie kam unverzüglich in tiefster Betrübniß. Der kaltsinnige Empfang ihres Gemahls vermehrte sie noch. Er schien es mit Verdruß anzunehmen, wenn sie ihn bediente. Nach einigen Tagen hatte man keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung.

Sie war allein bey ihm in einer Stunde, da er alle seine Leute, unter dem Vorwand, daß er schlafen wollte, fortgeschickt hatte; aber anstatt zu ruhen, fand sie ihn vielmehr in der heftigsten Bewegung. Bis jetzt hatte er ihr die wahre Ursache seiner Krankheit verschwiegen, und war sogar entschlossen, zu sterben, ohne sie zu würdigen, ihr auch nur den geringsten Vorwurf zu machen; aber die Thränen, die sie vergoß, der Kummer, von dem sie gebeugt zu seyn schien, ihre sehnliche Begierde, ihm zu helfen, eine Vermischung von Zärtlichkeit, von Zweifel, von Unwillen, das alles drängte ihn endlich, das Stillschweigen zu brechen. Sie allein war die Urheberin seines Todes, sie wußte nun alles, was der Herzog von Nemours gethan hatte, alles glaubte er von ihr, was einen empfindlichen Ehemann zur Verzweifelung bringen kann, alles, was ihm seine Frau verhaßt, verächtlich zu machen vermag. Anfangs verstand Madame von Cleves von alle dem nichts; bald verstand sie's, konnte aber vor Schmerz, vor Erstaunen keine Worte finden, um darauf zu antworten. „Ich eine „Verbrecherin? rief sie endlich. Auch der Ge„danke eines Verbrechens ist mir unbekannt. „Die strengste Tugend kann keine andere Auf„führung gebieten, als ich mir selbst vorge-

„schrie-

„schrieben habe, und niemals hab' ich das „Mindeste gethan, wovon ich Sie nicht hätte „zum Zeugen haben mögen . . . . Hören Sie „mich, fuhr sie fort, als sie sah, daß er ihr „nicht glauben wollte; beträf es bloß meinen „Vortheil, so würd' ich diese Vorwürfe gern „verschmerzen; aber Ihr Leben beruht darauf; „hören Sie mich um Ihrer selbst willen; es „ist unmöglich, daß ich, bey so viel Wahrheit „auf meiner Seite, Sie von meiner Unschuld „nicht überzeugen sollte.“ Nun erzählte sie ihm alles, was zu Colomiers vorgefallen war, so umständlich, bewies ihm so gut, daß sie mit dem Herzog von Nemours niemals anders denn in Gegenwart seiner Schwester gesprochen hätte, so ganz im festen Ton der Wahrheit, daß ihr Gemahl beynahe überzeugt wurde. „Ich weis „nicht, antwortete er, ob ich Ihnen glauben „darf; ich bin dem Tode so nahe, daß ich „nichts sehen mag, was mir den Verlust des „Lebens empfindlich machen könnte. Sie haben „mich zu spät aus dem Irrthum gezogen; aber „Erleichterung ists mir doch immer, mit dem „Gedanken zu sterben, daß Sie der Hochach„tung, die ich für sie hatte, noch würdig sind. „Ich bitte Sie, gönnen Sie mir noch den „Trost, zu glauben, daß Ihnen mein Andenken „theuer bleiben wird, und daß, hätt' es von

„Ih-

„Ihnen abgehängt, Sie für mich gefühlt ha„ben würden, was Sie für einen Andern „fühlten.“ Er wollte weiter reden; aber eine plötzliche Schwäche benahm ihm die Sprache. Madame von Cleves ließ die Aerzte rufen; sie kamen, fanden ihn aber fast ohne Leben. So schmachtete er noch einige Tage, und starb.

Der Schmerz über seinen Tod hätte sie beynahe des Verstandes beraubt. An den Herrn von Nemours konnte sie nicht denken, ohne auf sich selbst zornig zu seyn. Er kannte sie zu gut, als daß er sich anfangs nicht bloß auf den Wohlstand hätte einschränken sollen. Ein solches Betragen schien ihm desto nothwendiger zu seyn, nachdem er erfahren hatte, daß seine nächtliche Reise nach Colomiers den Tod des Prinzen von Cleves verursacht hätte. Hieraus konnte er leichtlich schließen, was seine Wittwe jetzt empfinden müßte. Er glaubte, er dürfte ihr vorerst nicht einmal seinen Namen hören lassen, und nahm sich sogar vor, ihr nicht mehr vor die Augen zu kommen. Doch verschaffte er sich das Vergnügen, sie zu sehen, ohne von ihr gesehen zu werden. Aus einem kleinen Zimmer, welches auf den Garten ihres Hotels stieß, konnt' er es täglich genießen. Er hatt' es unter einem angenommenen Namen gemiethet, und kam

nicht anders als verkleidet dahin. Durch einen Zufall erfuhr Madame von Cleves diese Einrichtung; durch einen Zufall begegnete sie auch dem Herzog in einem abgelegnen Garten; aber er grüßte sie, ohne auf sie zu sehen, so sehr war er in seine Schwermuth versenkt. Diese Begegnung, die Erzählung, die man ihr täglich von seiner Aufführung machte, alles das fachte ein nur halb erlöschtes Feuer in ihrer Seele wieder an. Liebe und neue Bedenklichkeiten kämpften in ihr. Sollte sie einen Mann heyrathen, der an ihres Gemahls Tode Schuld gewesen war? Eine solche Verbindung dünkte ihr eben so strafbar, als ihr Liebe gewesen war. Indessen dauerte diese Liebe noch immer, und die Gründe des Wohlstandes hatten nur ein geringes Gewicht dagegen.

Der Herzog glaubte nunmehr, ihren Schmerz genug oder vielleicht nur zu lang geschont zu haben, und die Zuneigung, welche sie für ihn hätte, könnte sich, wenn er länger wartete, zuletzt verlieren. Ihr Onkel, der Vidame von Chartres, war sein Freund, und er entdeckte sich ihm; dieser fand auch seine Verbindung mit Madame von Cleves sehr annehmlich, und versprach, ihm bey seiner Nichte das Wort zu reden. Herr von Nemours bat ihn, er mögte ihm die Gelegenheit verschaffen, mit ihr zu sprechen und ihre Gesinnungen

gen gegen ihn auszuspähen, worauf ihm der Vidame vorschlug, ihn zu ihr zu führen; nachher aber nahmen sie Abrede, Herr von Chartres wollte sie unter irgend einem Vorwand zu sich locken, und Herr von Nemours sollte alsdenn durch eine verborgne Treppe zu ihm kommen. Das geschah. Madame von Cleves kam zu ihrem Oheim, und er führte sie in ein großes Kabinet an seinem Zimmer; nicht lange hernach trat Herr von Nemours als von ohngefähr herein. Sie erstaunte, als sie ihn sah, und erröthete. Der Vidame redete anfangs von gleichgültigen Dingen; gieng aber bald hinaus, unter dem Vorwand, daß er einige Befehle zu geben hätte, und ließ seine Nichte und selbst den Herrn von Nemours in einer außerordentlichen Unruhe.

Beyde saßen schweigend da. Endlich brach der Herzog das Stillschweigen. „Werden Sie's „wol dem Herrn von Chartres vergeben, „Madame, daß er mir die Gelegenheit ver„schafft hat, Sie zu sehen und mit Ihnen zu „sprechen? ... Ich darf's ihm nicht vergeben, „daß er vergaß, in welchem Zustand ich bin, „und wie sehr er meine Ehre übler Nachrede „aussezt.“ Mit diesen Worten wollte sie gehen, aber er hielt sie zurück: „Fürchten Sie „nichts, Madame, fuhr er fort, niemand „weis, daß ich hier bin, und wir haben kei-

„nen Zufall zu fürchten. Hören Sie mich, „Madame, hören Sie mich, wo nicht aus „Gütigkeit, doch wenigstens um Ihrer selbst „willen, um vor den Ausschweifungen sicher „zu seyn, zu denen mich ohnfehlbar eine Lei„denschaft fortreißen würde, die ich nicht mehr „zu beherrschen vermag.“

Zum erstenmale gab Madame von Cleves dem Hange nach, der sie zu dem Herrn von Nemours hinzog; mit sanftem, liebbeseeltem Blick antwortete sie ihm: „Aber was hoffen „Sie von der Gefälligkeit, um die Sie mich „bitten? Vielleicht bereuen Sie's, wenn Sie „solche erhalten haben, und ohnfehlbar werd' „ich's bereuen, daß ich sie Ihnen zugestand; „Sie verdienen ein glücklicheres Schicksal, als „Sie zeither erfuhren, und als Sie künftig „finden können, wenn Sie's nicht anderswo „suchen. — — Ich das Glück anderswo „suchen? und giebt es sonst eines für mich, als „das, von Ihnen geliebt zu werden? Ich hab' „mich zwar niemals gegen Sie erklärt, Madame, „aber ich kann nicht glauben, daß Ihnen meine „Liebe unbekannt seyn sollte. . . . Ich mag „Ihnen nicht sagen, daß ich sie nicht be„merkt habe; vielleicht würden Sie mir nicht „glauben, wenn ich's Ihnen auch sagte. Ich „gestehe Ihnen also, daß ich sie bemerkt habe, „und so bemerkt habe, wie Sie wünschen könn„ten,

„ten, daß ich sie wahrnehmen mögte. — —
„Und wenn's so ist, konnten Sie ungerührt
„dabey bleiben? hat sie, wenn ich darum fra-
„gen darf, keinen Eindruck auf Ihr Herz ge-
„macht? — — Aus meiner Aufführung ha-
„ben Sie darauf schließen können." — Diese
Art von Geständniß veranlaßte eine Erklärung
über verschiedene im Vorhergehenden angeführte
Umstände. Madame von Cleves gestand ihm,
daß er ihr schon längst Empfindungen, die ihr
bis dahin unbekannt gewesen, eingeflößet hätte.
„Ich gesteh' Ihnen das, mit weniger Schaam
„als sonst, weil ich's, ohne strafbar zu seyn,
„thun kann. Ueber dieses haben Sie gesehn,
„daß ich mich von meinen Empfindungen nicht
„habe verleiten lassen."

Entzückt über dieses Geständniß, warf sich
ihr der Herzog von Nemours zu Füßen. „Sag'
„ich Ihnen doch nichts, antwortete sie lächelnd,
„als was sie schon nur zu gut wußten. — —
„Ha! welch ein Unterschied, Madame, durch
„einen Zufall es zu erfahren, oder es von
„Ihnen selbst zu hören, und zu sehen, daß
„Sie selbst wollen, ich soll es wissen! — — Ja,
„ich will's, daß Sie's wissen, und ich find' ein
„Vergnügen daran, es Ihnen zu sagen. Ich
„weis nicht einmal, ob ich's Ihnen nicht mehr
„meinet, als Ihretwegen sage; denn end-
„lich wird doch dieses Geständniß keine Fol-

„gen haben, und ich werde die strengen Vor„schriften, die mir meine Pflicht auflegt, be„folgen.... Sie irren sich, Madame, es giebt „keine Pflicht mehr, die Sie bindet, Sie sind „frey, und dürft' ich, so würd' ich sogar sa„gen, daß es von Ihnen abhängt, es so ein„zurichten, daß Ihre Pflicht einstens von Ih„nen fordere, die Empfindungen, die Sie für „mich hegen, zu erhalten. — — Meine „Pflicht erlaubt mir nicht, jemals an einen „Mann zu denken, am wenigsten an Sie, „aus Gründen, die Ihnen unbekannt sind. — „— — Vielleicht auch nicht, aber das sind „keine wirklichen Gründe. Ich weis, Herr „von Cleves hat mich für glücklicher gehalten, „als ich war; er hat sich eingebildet, Sie bil„ligten die Thorheiten, zu denen mich meine „Leidenschaft verführte, ohne daß Sie darum „wußten.... Es ist nur zu gewiß, daß Sie „die Ursache seines Todes sind; der Argwohn, „den ihr unbedachtsames Betragen bey ihm „erregte, hat ihm eben so das Leben gekostet, „als hätten Sie ihn mit eigenen Händen er„mordet. Sehen Sie selbst zu, was ich thun „müßte, wenn Sie dieß äußerste Mittel ge„wählt hätten, und eben dieß Unglück daraus „erfolgt wäre? Ich weis wohl, daß in den „Augen der Welt der Fall nicht eben derselbe „ist, aber in Absicht auf mich ist kein Unter„schied

„schied darinnen, weil ich weis, daß Sie es „sind, der seinen Tod verursachte, und daß ich „es bin, um deretwillen es geschah.“

Herr von Nemours bekämpfte diesen Entschluß mit aller Beredsamkeit der Liebe, so wie auch ihre Besorgniß, er mögte bald, sie zu lieben, aufhören, wenn sie erst die Seinige wäre; warf sich ihr noch einmal zu Füßen, von vielen verschiedenen Empfindungen bestürmt, flehte, weinte; alles verrieth die zärtlichste, heftigste Liebe, die jemals ein Herz empfand. Madame von Cleves war sehr gerührt; ihre Augen schwammen in Thränen: „Warum muß ich Sie „als den Mörder des Herrn von Cleves an„klagen können? Warum lernte ich Sie nicht „erst dann kennen, da ich frey war? Oder „warum kannte ich Sie nicht vor meiner „Verbindung? Warum trennt uns das Schick„sal durch ein unübersteigliches Hinderniß? — „— — Kein Hinderniß! Madame; Sie allein „setzen Sich meinem Glück' entgegen; Sie „allein legen sich selbst ein Gesetz auf, das Tu„gend und Vernunft Ihnen nicht auflegen kön„nen. — — — Es ist wahr, ich opfere viel „einer Pflicht auf, die nur in meiner Einbil„dung besteht. Erwarten Sie, was die Zeit „thun kann. Herr von Cleves ist kaum ge„storben, und noch ist mir der traurige Ge„genstand zu nahe, um mir eine offene und

„deutliche Aussicht zu lassen. Genießen Sie „indessen das Vergnügen, sich die Liebe einer „Person erworben zu haben, die niemals geliebt „haben würde, hätte sie nicht Sie gesehn; „glauben Sie, was ich für Sie fühle, werd' „ich ewig fühlen; und was ich auch thue, „werden meine Empfindungen immer dieselben „seyn. Leben Sie wohl! Das ist eine Unterre„dung, die mir Schande macht; geben Sie „dem Herrn Vidame Rechenschaft davon, ich „bin's zufrieden, und bitte Sie selbst darum.“

Sie gieng fort, und Herr von Nemours konnte sie nicht weiter zurückhalten. Im nächsten Zimmer begegnete sie dem Herrn von Chartres, der's nicht wagte, mit ihr zu reden, da er sie so unruhig sah, sondern sie stillschweigend zur Kutsche führte, und dann zum Herzog von Nemours hinauf gieng. Er fand ihn eben so unruhig; zwischen Freude, Erstaunen, Bewunderung, Furcht getheilt, und konnte lange von ihm nicht erfahren, was eigentlich vorgefallen wäre. Mühsam sagt' es ihm endlich der Herzog, und nun überlegten sie, was er wol zu hoffen oder zu fürchten haben mögte. Beyde waren der Meynung, Madame von Cleves könnte unmöglich auf ihrem Vorsatz beharren, doch kamen sie darinn überein, daß man ihren Befehl befolgen müßte, um ihre Delikatesse nicht zu beunruhigen. Zuletzt entschloß sich der Her-

zog von Nemours, dem König nachzureisen, welches er ohnehin nicht wohl unterlassen konnte; nur bat er noch den Herrn von Chartres, bey Madame von Cleves alles für ihn zu thun. Die Nacht war halb verflossen, eh' sein Freund vor ihm zur Ruhe kommen konnte.

Inzwischen beschäfftigte sie ganz das Geständniß, das sie dem Herzog gethan; sie erstaunte darüber, bereute es, freute sich wieder; alle ihre Gefühle waren aufs äußerste gespannt, obgleich ungewiß und schwankend. Sie untersuchte noch einmal die Gründe, welche die Pflicht ihrem Glück entgegen setzte, verglich sie mit denen, die ihre Wahl rechtfertigten, fand sie auf beyden Seiten so stark, daß sie endlich gar nichts beschließen konnte, und nur noch zuletzt sich vornahm, die Zeit, welche ihr der Wohlstand übrig ließ, zu benutzen, um sich vielleicht noch zu entschließen; indessen aber wollte sie nicht den mindesten Umgang mit dem Herzog unterhalten. Diesen Vorsatz befolgte sie aufs strengste, und um der Versuchung, ihn zu brechen, weniger ausgesetzt zu seyn, reisete sie auf ihre Landgüter an der Gegend der Pyrenäischen Gebirge, einige Tage zuvor, ehe der Hof zurückkam.

Sie hatte ihren Oheim gebeten, in den Briefen, die er ihr schreiben würde, des Herzogs nicht wieder zu erwähnen; dieser allzu-

feurige Liebhaber hatte in einen dieser Briefe einige Zeilen hineingeschrieben. Was für einen Andern der Tod seiner Geliebten gewesen wäre, das war für ihn ihre Entfernung. Nicht lange darauf erhielt er die Nachricht, daß sie gefährlich krank wäre; man stelle sich seinen Schmerz, seine Unruhe vor. Der Vidame von Chartres schickte häufige Kouriere ab, um Nachricht von seiner Nichte zu holen. Kaum konnt' er den Herrn von Nemours abhalten, daß er nicht selbst dahin reisete. Endlich erfuhren sie, daß für ihr Leben weiter nichts zu besorgen wäre; nur wär' ihr eine Mattigkeit zurückgeblieben, die für ihre gänzliche Genesung keine Hoffnung übrig ließe.

Nach und nach versank sie in jenen Zustand, der einer Vernichtung gleicht, wo die Seele mit erschöpften Kräften nur schwach emporstrebt, um dem Tod entgegen zu sehn. Alle Freuden dieses Lebens kamen ihr so schaal, so abgeschmackt vor. Sie stellte Betrachtungen an, die eine matt wieder auflebende Gesundheit nicht verdrängen konnte, und entzog sich endlich gar der Welt, um die Entschließungen, die Folgen davon waren, desto standhafter ausführen zu können. Herr von Nemours hatte sie so mistrauisch gegen sich selbst gemacht. Trostlos eilte er nach dem Kloster, das sie gewählt hatte; seine Ankunft machte einen erstaunlichen Eindruck

druck auf sie, aber sie schlug's gänzlich ab, ihn zu sehen. Eine Person, die ihr ganzes Vertrauen hatte, mußte ihm die Gründe davon sagen. Da sie nicht die Seinige werden könnte, so hätte alles andere auf dieser Welt für sie einen so geringen Werth, daß sie ihm von jetzt an auf immer entsagte.

Er mußte also, ohne sie gesehn zu haben, im heftigsten Schmerz wieder abreisen. Nachher wagte er noch einige andere Versuche, die aber eben so fruchtlos abliefen. Ganze Jahre verflossen, ohne daß er einen bessern Erfolg hätte erwarten können. Endlich vertilgten Zeit, Entfernung und aller Mangel an Hoffnung seine Liebe. Madame von Cleves änderte nichts in ihrem Betragen, erschien nie wieder am Hofe, und starb im Lenze ihrer Jugend, nachdem sie das, was sie ihre Schwachheiten nannte, durch große Handlungen der Tugend und Wohlthätigkeit abgebüßt hatte.

Jenes Geständniß einer Gattin an ihren Gemahl, daß sie einen Andern liebe, war den Meisten anstößig, und zog der Gräfin de la Fayette viele Vorwürfe zu. Sie waren ihr empfindlich, und um sich dagegen zu rechtfertigen, wählte sie ein Mittel, auf welches eine minder fruchtbare Einbildungskraft wol niemals verfallen wäre; nämlich, sie schrieb einen neuen Roman, in welchem eine Frau, an Grundsätzen und an Tugenden der

Prinzeßin von Cleves gleich, ihrem Manne ein noch weit außerordentlicheres Geständniß ablegt. Ohne Zweifel hatte sie, als sie ihn wieder durchlas, Ursache, sich für völlig gerechtfertiget zu halten, und sich zu schmeicheln, daß jene strengen Beurtheilungen durch verdiente Lobsprüche gutgemacht werden würden; sie starb aber, ehe sie noch ihres Triumphs genießen konnte. Nach ihrem Tode fand man unter ihren Papieren die Handschrift von diesem Roman, nämlich der Gräfin von Tende, welche vor ohngefähr funfzig Jahren, nebst der hier davon gegebnen Nachricht, in einem Band des Mercure abgedruckt, und nachher in eine weitläufige Sammlung von Romanen eingerückt worden ist. Allein weder Moreri, noch irgend ein anderer Biograph, haben ihr die Ehre erzeigt, ihr dieses Werk zuzuschreiben, welches ihr vielleicht die meiste Ehre macht, weil sie es in einer so rühmlichen Absicht geschrieben hat. Als eine Rechtfertigung des vorhergehenden Romans, die nur wenige Blätter einnimmt, wollen wir's unsern Lesern ganz im nächsten Bande übersetzen.

(Der Schluß folgt.)

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Damentreue.

Aus einer Griechischen Handschrift;

von R — d.

Kaum wurde es in Konstantinopel ruchtbar, daß der *) Kaiser der Griechen gesonnen sey, eine Gesandtschaft an den Kalifen Moktader Billah abzuschicken, so wetteiferte alles von unsern jungen Herren, was Ansprüche auf guten Ton und Ehrgeiz machte, um Theil an dieser Gesandtschaft nehmen zu dürfen. Der Ruf der Pracht der Abassaiden war zu weit erschollen, und der Hang zum Luxus unter unserm Adel zu herrschend, als daß nicht jeder am Hof alle Maschinen hätte springen lassen sollen, die ihm zur

*) Der Kaiser ist in der Handschrift nicht genannt, und ich habe die zwanzig Bände der histoire du Bas-Empire nicht bey der Hand, um nachzuschlagen.

zur Erreichung seines Endzwecks die wirksamsten schienen. Nach vielem Hin- und Herkalkuliren fiel endlich das Loos auf zwölf Griechen aus den ersten Häusern, deren Einflüsse entweder mächtiger, oder ihre Intriguen besser angelegt gewesen waren, als der Andern ihre: ich, als naher Anverwandter des Gesandten, befand mich unter dieser Anzahl. Eine lustigere Gespannschaft hätte der Zufall nicht zusammenbringen können: zwölf muntere, wackere Gesellen, in allen Künsten der feinen Welt ausgelernt, auf allen Tabletten der berufensten Schönheiten Konstantinopels rühmlichst eingetragen, und in der vollen Rosenblüthe der ersten Jugend! Auch bestrebten wir uns, bey unserm neuen Ritterzug mit alle dem Glanze und Geschmacke zu erscheinen, den man von uns erwartete. Die Erfindungskraft der geschicktesten Künstler der Hauptstadt wurde für unsern Putz aufgeboten, und, es ist nicht Eitelkeit, sondern Wahrheit, wenn ich behaupte, daß wir und unser Aufzug der Wahl des Hofes und dem Gefolge des Gesandten die größte Ehre machten.

Ich werde mich nicht bey der Geschichte unsrer Reise von Konstantinopel nach Bagdad aufhalten. Wir kamen glücklich zu Bagdad an, und so sehr unsre Augen an Ueppigkeit und

Schim-

Schimmer *) gewöhnt waren, so mußten wir doch bekennen, daß der Prunk des Hofstaats der Abassaiden nicht allein alles übertraf, was wir je gesehen hatten, sondern sogar die Erzählungen des Gerüchts, das doch so gern vergrößert. An dem zur Audienz festgesetzten Tage begaben sich die Gesandten mit ihrem Gefolge, in Begleitung des Großwesiers, nach dem Pallast des Kalifen. **) Acht und dreyßig tausend Per-

*) Konstantinopel war damals die Stadt, wo der feinste Ton und der feinste Geschmack herrschte; aus ihr verbreitete er sich durch die Kreuzzüge über Europa.

**) Dieß ist ein Faktum der Geschichte, und gleichzeitige Geschichtschreiber, deren Werke in der Bibliothek des Königs von Frankreich aufbewahrt werden, bestätigen den Pomp dieses Einzugs und die Herrlichkeit des Abassaidischen Stammes. Moktader Billah war der achtzehnte Kalife, und sonderlich wegen seiner Leutseligkeit berühmt; ein Umstand, der bey der Entwickelung dieser wahrhaften Geschichte zu wissen sehr nöthig war. Er regierte neun Jahre und neun Monate: er starb durch die Verrätherey seines Bruders. Dieser hatte unter seinen Reutern einen, der sehr geschickt im Giridwerfen war; der Kalife liebte dieses Spiel. An einem Festtage, wo er seine Uebungen vor dem Kalifen auf einem großen Platze machte, befahl dieser seinen Wachen, sich zu entfernen, damit er ihn desto besser sehn könne. Diesen Augenblick nutzte der Reuter, jagte auf ihn zu, und stieß ihm die Lanze in die Brust. Indem er floh, wurde

Persische Teppiche schmückten die Straßen, durch welche unser Zug gieng. Die erste Pforte des Pallastes wurde von acht tausend in Reihen gestellten Thürhütern bewacht, deren jeder einen Helm von Gold auf dem Haupte, und einen mit eben dem Metall beschlagenen Stab in den Händen hatte. Ihr übriger Anzug war nicht minder reich. Köstliche Teppiche bedeckten den ersten Hof, der von ungeheurem Umfang war. Hier erblickten wir mit Erstaunen ein Heer von sechszigtausend Mann in Schlachtordnung. Wir zogen durch, und kamen an der Pforte des zweyten Hofs, deren Wache aus tausend in Goldstoff gekleideten Pagen bestand. An der Pforte des dritten Hofs wachten hundert Thürhüter, ihre Kleidung übertraf aller übrigen ihre an Reichthum und hohen Werth: über dieser Pforte befand sich der berühmte Vorhang von schwarzem Sammt, mit Diamanten und Perlen übersäet, den die Ersten des Reichs, und selbst die

Könige

wurde sein Pferd vor einem Esel scheu, der mit Dornwellen beladen war: es that einen Seitensprung nach einer Metzgerbank, und der Reuter verfing sich dort an einem von den Haken; die nachsetzenden Wachen fanden ihn in diesem Zustande, zündeten mit denselben Dornwellen ein Feuer unter ihm an, und verbrannten ihn lebendig. Der Kalife starb an der Wunde. Man schlage Herkelot nach.

Könige zu küssen verbunden sind. Der Großwesier, der Gesandte und wir beobachteten diesen Gebrauch mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, und näherten uns den Gemächern des Kalifen, durch eine doppelte Reihe von dreytausend schwarzen und viertausend weißen Verschnittenen. Ehe wir den Audienzsaal betraten, wurden wir durch das Zeughaus des Prinzen geführt, wo zehntausend goldene mit Juwelen besetzte Harnische und dreyßigtausend vergoldete und ausgelegte Rüstungen von Stahl hiengen. Hundert Löwen an güldenen Ketten stellten die Wächter dieses Arsenals vor.

Endlich gelangten wir in den Saal, in dem der Thron stand. Er war von Ebenholz, und mit allen Arten von Edelsteinen und den schönsten Perlen bekleidet. Das Mittel des Saals nahm ein marmornes Becken ein, aus dem ein großer Baum von Silber emporstieg. Er hatte siebenzehn Aeste; Blätter und Früchte waren von farbigtem Golde, und ahmten die Natur aufs täuschendste nach. Auf den Aesten saßen unzählige Vögel, und ihr mannichfaltiger Gesang bildete das schönste und wunderbarste Concert von der Welt.

Wir warfen uns vor dem Kalifen nieder, und schlugen die Erde mit unsern Stirnen;

wir blieben über zweyhundert Fuß von seinem Thron entfernt, denn weiter erlaubt die Etikette seines Hofs keinem Sterblichen, außer seinen vertrautesten Bedienten, sich ihm zu nähern. Nach wenig kurzen Pausen, und nachdem die Gesandten ihre Beglaubigungsschreiben dem Großwesier, und dieser dem Kalifen überreicht hatte, wurden wir rücklings zum Saal hinaus, und mit eben dem Pomp, in die Karavanseraj zurückgebracht, die der Kalife zu unsrer Wohnung bestimmt hatte.

Ganz Bagdad war noch von einer Geschichte voll, die dem Wesier dieses Fürsten begegnet war. **Moktader Billah** liebte das schöne Geschlecht und die Vergnügungen des Harems. Alle Provinzen Asiens bezeichneten diesen Aufenthalt der Freude um die Wette mit der Blüthe ihrer Schönheiten. Man sprach von den Reizen der **Gulrui** *), der Lieblingssultane des Fürsten, als von dem Wunder der Welt. Der Wesier, der seinen Herrn wenig mit den Angelegenheiten des Staats beschäftigte, und nur immer unter Entwürfen zu Lustbarkeiten und unter seinen Damen fand, wagte es, ihm so drin-

*) Ohngefehr so viel als Rosengesicht.

dringende und wiederholte Vorstellungen zu machen, daß der Kalife sich Gewalt anthat, und anfieng, den Harem weit sparsamer zu besuchen als vorher. Der Wesier triumphirte, aber unter den Sultaninnen und im Serail herrschte Verdruß und Langeweile. Von **Gulrui** bis zum letzten Verschnittenen war jedermann über die plötzliche Aenderung des Kalifen bekümmert. Eines Tages, als dieser Herr, nach einer langen Abwesenheit, den Harem zu besuchen kam, warf sich ihm **Gulrui** mit allen Odalisken zu Füssen. „Was haben wir gesündigt, Herr, „rief sie schluchzend, daß Du uns mit Gleichgültigkeit und Kälte strafest? Ist es ein Verbrechen, Dich zu sehr zu lieben?“ — — Wer kann schönen Lippen und Weibesthränen widerstehn? Der Kalife, gerührt, gestand den Damen, daß dieses Alles das Werk der ewigen Predigten seines Ministers sey. „Und doch wette ich, fieng Chemselnissa *), eine von den Sultaninnen, an, daß dieser strenge Sittenrichter nicht fühlloser ist, als ein anderer; ich will ihn auf die Probe stellen; schenke mich ihm, und in kurzem wird er mehr mein Sklave seyn, als ich die seinige.“ Der Einfall belustigte dem Kalifen, und Chemselnissa wurde noch den-

*) Sonne der Mädchen.

selben Abend dem Wesier zugesandt. Der Wesier empfieng das Geschenk mit Entzücken. Nie dünkte es ihm, ein reizenders Frauenzimmer gesehn zu haben. Aber als sich folgends die schlaue Odaliske mit allen Künsten ihres Geschlechts und allen Verführungen der feinsten Koketterie gerüstet hatte, schmachtete der Greis unwiderstehlich in ihren Fesseln. Kaum war sie ihres Siegs gewiß, so änderte sie ihr Spiel, und wurde spröde. Vergebens klagte ihr alter Liebhaber ihr seine Verzweiflung; vergebens winselte er zu ihren Füßen um den süßen Sold der Minne: sie hatte immer einen neuen Vorwand, die Schäferstunde zu verschieben. Als er einsmal des Bittens und Flehens gar zu viel machte, und ihr die Leiden seiner Liebe zu kläglich ans Herz legte, unterbrach ihn Chemselnissa. „Ihr seyd seltsame Geschöpfe, ihr Männer, sagte sie; ihr verlangt unaufhörlich, daß wir blindlings folgen sollen, aber uns gehorchen, unsern Willen thun, das haltet ihr für Schwachheit. Wenn Du auf meine Liebkosungen wirklich einen so hohen Werth setzest, so kaufst Du sie für Einen Tag Gehorsam nicht zu theuer. Versprich mir also, nur Einen Tag mir in Allem zu folgen, was ich von Dir verlangen werde, und Du sollst für diese paar Augenblicke der Gebieter meines ganzen Lebens

seyn.

seyn.“— „Ich willige mit Freuden ein, antwortete der entzückte Wesier, und dieser Tag meines Glücks sey der morgende.“ Chemselnissa ließ sogleich dem Kalifen davon benachrichtigen, und ihn bitten, sich an diesem Tag der Entscheidung auf ihrem Zimmer zu verstecken. Die Sultane hatte sich einen Sattel und Zaum bringen lassen: „Dies, sagte sie zum Wesier, ist die Probe Deiner Liebe; ich bin doch neugierig, wie weit Dein Gehorsam und Deine so gepriesene Gefälligkeit gehn wird. Ich verlange nichts weniger, als daß Du Dir diesen Sattel und diesen Zaum auflegen läßest, und mir durch dies Zimmer zum Saumrosse dienst.“ Der Wesier war zu trunken von der Hoffnung des Genusses aller der Schönheiten, die ihm heute Chemselnissa in hellerm Glanze als jemals vorspiegelte, als daß er die Fälle hätte merken sollen. Halbsträubend, halbscherzend ließ er sich satteln und zäumen, und kroch auf allen vieren. In dem Augenblick trat der Kalife aus seinem Schlupfwinkel: „Es freut mich, rief er lachend, zu sehn, daß eben die, welche nichts als Enthaltsamkeit und Strenge im Mund führen, närrischere Streiche machen, als wie andre.“ — — „Beherrscher der Gläubigen! erwiederte der Minister, ohne die Fassung zu verlieren, eben weil ich die Lau-

nen dieses gefährlichen Geschlechts kannte, rieth ich Dir, es zu meiden: nun müssen meine Ermahnungen noch stärkere Eindrücke machen, da ich sie durch mein eigenes Beyspiel bestätige; mein jetziger Zustand ist eine neue Lehre, wie sehr die Liebe zu fliehn ist!“

Wir jungen Leute fanden in der traurigen Moral dieses Wesiers, und der Moral unsers Gesandten, die größte Uebereinstimmung, denn dieser ermüdete vom Morgen bis in die Nacht nicht, uns vor Verständnissen mit den Bagdadschen Damen zu warnen. Wir hörten ihn an, schwiegen, und harrten nur auf Gelegenheit, diese Warnungen je ehr je lieber brechen zu können.

Nicht weit von unserer Karavanseraj war die Galanteriebude einer Jüdin, die wir sehr oft besuchten. Eines Abends, als ich bey ihr war, näherte sich mir eine verschleyerte Frau, und gab mir einen Selam von lauter Tulpen, jener Blume, deren mystischer Sinn bey den Liebschaften der Morgenländer Sehnsucht nach einer Zusammenkunft bedeutet. „Schöner Franke, setzte sie hinzu, verscherze Dein Glück nicht, und erwarte mich nach dem Abendgebet am Ufer des Tygers.“ Sie beschrieb mir die Stelle, und verschwand. Daß ich mich ein-

stellte,

stellte, ist keine Frage. Ich fand die Vertraute schon in einer kleinen Barke auf mich wartend, die einen einzigen Ruderer hatte. Sie winkte mir, einzusteigen, und nach einer langen Fahrt stiegen wir an einer großen Gartenmauer aus; die Barke entfernte sich, meine Führerin klatschte in die Hände, und sogleich that sich eine Pforte in der Mauer auf. Der Mond gieng eben auf, und machte die Sommernacht zum hellsten Tag. Ich konnte alles um mich her erkennen, und glaubte in einer von den herrlichen Gegenden zu wandeln, die man uns in jener Welt verspricht. Der Balsam der unzähligen Stauden und seltenen Gewächse, die in vergoldeten Gefäßen durch die dichten Cypressenalleen vertheilt standen, das Rieseln der Springbrunnen, die Pracht der Gebäude und Chioske, entzückte meine Sinne, und verkündigte mir, daß meine Unbekannte keine Dame von geringem Rang seyn müsse. Endlich blieben wir vor einem Chiosk stehn, der größer als die andern war. Er stand im Schutz eines düstern Gewölbes von Lorbeerbäumen; an seinem vergoldeten Gitterwerk schlangen sich Geisblatt, Jasminen, Rosen und Weinlaub hinauf, und wurden zur grünen Mauer. Wir traten hinein; ein Sofa von weißem Atlas, mit Gold brodirt, lief an den Wänden hin, die

mit Spiegelglas überzogen waren, und den magischesten Anblick machten, den man sich nur denken kann. Ein Brunnen von wohlriechenden Wassern sprang in der Mitte, plätscherte von Marmorbecken zu Marmorbecken, und verbreitete Kühle und Duft, vermischt mit den Specereyen Indiens und Arabiens, die aus den Kerzen, welche in der Luft zu schweben schienen, und im sanften Schimmer leicht durch den Saal schwammen, zwiefache Stärke in jede Nerve hauchten.

Meine Führerin verschwand durch die gläsernen Wände, und ich hatte kaum Zeit, über ihre Entfernung nachzudenken, so stand eine Dame vor mir da, deren Schönheit selbst das Gemälde übertraf, womit sich immer die Erwartung eines Liebhabers, der einer Zusammenkunft entgegeneilt, von der unbekannten Geliebten zu schmeicheln pflegt. So ein bezauberndes Ebenmaaß in allen ihren Zügen; so ein hinreißender Wohlklang im Ganzen; so ein edler, hoher Wuchs; so eine feine Haut von Rosen und Lilien, die keine Kunst verfälscht hätte; so ein Lächeln voll unbeschreiblicher Anmuth; so ein paar Augen, ach Augen! groß und blau, mit allem Feuer der schwarzen; und jeder Ton, jede Bewegung, jeder Schritt ein neuer Reiz! — — — Sie trug einen Kaftan, grün mit Silber, der ihrer Taille vollkommen gut anlag, und ihren vollen muthwilligen Busen

halb

halb versteckte, halb verrieth. Spangen von Diamanten, und ein breiter Gürtel von Juweelen umspannten ihren Leib und die blendenden fleischichten Arme. . . . . Aber ich müßte die Feder Algazel *) mit den achtzig Schnäbeln haben, um das alles niederzuschreiben, was ihre Schilderung vollkommen machen würde, und was ich durch alle meine Sinne mit der Lebhaftigkeit eines Zwanzigjährigen empfand.

Sie winkte, und ich flog dem Wink entgegen; ich sank auf den Sofa, und fand mich in ihren Armen; meine Lippen suchten die ihrigen, und ließen meine Seele auf ihnen zurück. Die reizende Unbekannte fand die Klarheit dieser Spiegel zu beschwerlich. Sie zog an einer Quaste, und der Sofa fuhr sanft mit uns unter. Ohn' ängstlichem Erstaunen über die plötzliche Verwandlung wand ich mich nur fester um ihren schlanken Leib, und seegnete die Hüllen wohlthätiger Dunkelheit, die uns rings umschlossen; heilige Hüllen, heilig den Geheimnissen der Liebe, die Plauderey hier nicht entweihen soll!

*) Algazel, die göttliche Feder, die unaufhörlich bis zum Tag des Gerichts anmerkt, was auf der Welt geschieht. Nur der Engel Seraphael kann ihre Schrift lesen. Sie schreibt von sich selbst, ohne fremde Hülfe. Gott schuf sie, und ein Reuter würde, im vollem Jagen, ihre Länge nicht in fünfhundert Jahren bereiten können. Man sehe die Ausleger des Korans.

Zwiefach beflügelt sind die Augenblicke am Stundenweiser der Liebe, und unüberschreitbar die Schranken der Natur! Wir kamen wieder ins Leben und in das Spiegelgemach zurück. Ein Tisch mit Zuckerwerk und Sorbets wartete unser; ich aß und trank aus den Händen der Geliebten, und fühlte die ganze Wiederkehr meiner Kräfte; die Dame erkannte sie bald in meinen Augen, und der Wuth meiner Küsse. Sie öfnete die Thüre des Chiosk. Dichtes Gewölk hatte den Mond verschleyert; einladende Dämmerung deckte den Gang von blühenden Orangenbäumen, durch den uns ein sanfter blumigter Rasenabhang führte. Am Ende lag ein Bosket von duftenden Stauden; in seinem Gebüsch waren von Entfernung zu Entfernung Vogelhecken angebracht, deren unaufhörliches und mannichfaltiges Gezwitscher, bey allem Mangel der Uebereinstimmung, das Angenehme der abgemessensten Harmonie, ohne die Langeweile ihrer Monotône verband. Die Sitze waren von lebendigen Aesten geflochten, denen die Hand des Künstlers ihre ganze Federkraft zu lassen gewußt hatte.

Noch kannte ich meine Zauberin nicht, aber als ich den Chiosk verließ, erblickte ich auf ihrem zurückgeschlagenen, wallenden Schleyer mit goldenen Buchstaben die Innschrift gewirkt, welche

die Damen vom Harem des Kalifen *) auszeichnet. Dieß hätte mir die Augen über die Größe der Gefahr öfnen sollen, der ich mich ausgesetzt hatte, allein ich erkannte sie, im Taumel meiner Freuden, nicht ehr, als bis ich plötzlich den Garten mit schwarzen Verschnittenen angefüllt sah, die in der einen Hand den Säbel und in der andern brennende Kerzen hielten. Es war unmöglich zu entrinnen; sie bemächtigten sich unser; und der einzige Trost, der mir in dieser hoffnungslosen Lage blieb, war, daß sie wenigstens der Dame mit Ehrfurcht und Gelindigkeit begegneten, statt daß sie mich ziemlich unsanft fortschleppten. Der Zug gieng bey dem Chlosk vorbey, wo ich noch vor kurzen Augenblicken die höchsten Grade des Entzückens geschmeckt hatte; seine Erinnerung malte sich so lebhaft vor meine Seele, daß mir mein Zustand nun minder schrecklicher schien: Um den Lohn sterben, dachte ich, ist Tod Gewinn!

Man brachte uns in den Saal des Harems. Aber es war nicht die Gegenwart des Kalifen und das Schauspiel seines glänzenden Gefolgs, was mich da überraschte; nein, es war der Anblick meiner eilf Landsleute, die ich hier in eben

dem

*) „Du bist mein und ich bin Dein, Beherrscher „der Gläubigen!“ Man findet sie in allen Morgenländischen Erzählungen.

dem Zustand antraf, in dem ich mich befand. Ihre Anwesenheit blieb mir lange ein Räthsel, doch endlich lößte es mir des Kalifen Rede. Er wendete sich mit allen Zeichen des Unmuths zu dem, der ihm zur rechten Seite stand. „Wesier! rief er, Du bist gerächt, neunfach für den Spott gerächt, den ich durch Chemselnissa's Einfall über Dich brachte; ich, ich werde nun das Gelächter von Bagdad, und das Mährchen der Lastträger werden! — Gulrui! (fuhr er gegen die Dame fort, die in Thränen ohnmächtig verstummte) Gulrui! so lohntest Du meine Liebe und den glänzenden Rang, zu dem ich Dich vor allen Deinesgleichen erhob? — Zwölf Untreuen, mit zwölf Hunden von Christen! entsetzlich! Wenn mich die Geschichte künftig unter meinen glorreichen Vorfahren nennen wird, so wird es nur unter dem Namen des Kalifen seyn, der in zwölf Stunden zwölfmal Hahnrey wurde! Aber dann mag sie auch hinzusetzen, daß das Blut der Frevler von meinen Händen floß.“ — Schon blinkte sein Säbel, allein der Wesier warf sich ihm zu Füßen. „Statthalter des großen Propheten, schrie er, beflecke nicht den Ruf Deiner Leutseligkeit und Gerechtigkeit durch eine That, die Du zu spät bereuen könntest. Hast Du je vom Feuer Wasser, oder Blüthenduft vom Golde erwartet? Und doch willst Du Treue

von

von einem Frauenzimmer verlangen, und zwar von einem Frauenzimmer, daß Du mit Riegeln und Hütern umringt hälst!" — — „Wesier, erwiederte der Kalife, ein Beyspiel von einer Untreue wie diese, so fein gekartet und mit so viel Undankbarkeit ausgeführt, wirst Du mir auf keiner der unzähligen Seiten des Buches der Welt zeigen können." — „Vielleicht ihrer Hundert! antwortete der Wesier!" — „Und die Deine Freundschaft erst erfindet!" sprach der Kalife. — „Nein, aus dem Munde unverdächtigerer Zeugen; hier Deiner zwölf Nebenbuhler! Wie, wenn sie Dich unter eben den Bedingungen bekehrten, wie die Erzählungen des berühmten Barbiers von Bagdad, mit dem Zunamen der Schweigende, einen Deiner Vorfahren bekehrten, der die Abentheuer seines Bucklichten, *) für die verworrenste und kurzweiligste aller möglichen Geschichten hielt? Wie, wenn jeder von ihnen sein Leben durch die Erzählung einer Frauenzimmeruntreue lösen müßte, die der von Gulrui gleich käme?" — „Dein Einfall ist drolligt genug, war des Kalifen Antwort; wenigstens wird er mir ein paar Stunden Langeweile verkürzen helfen, wenn er mich auch

*) Eine berufene Geschichte in der Tausend und einen Nacht.

auch nicht überzeugt:" — „Elende! Ihr habt den Vorschlag des Wesiers und die Bedingungen gehört! Redet, ich erlaube es Euch! Aber, bedenket daß Euer Leben an Euren Worten hängt."

Der Kalife wollte schleunigen Gehorsam, allein man wird einräumen, daß in einer Bestürzung und Lage, wie die unsrige, das Gedächtniß nicht sehr treu ist; es erfolgte also ein ziemlich langes Stillschweigen, bis endlich die Begierde, **Gulrui** zu retten, mich an eine Geschichte *) erinnerte, die ich einst in Franken in meiner Vaterstadt hatte erzehlen hören.

In einer Provinz der abendländischen Christen lebte ein reicher und wegen seiner Thaten berühmter Ritter. Ihm träumte: er sehe eine schöne Dame und liebe sie. Name und Aufenthalt träumte er zwar nicht, aber ihr Bild und ihre Züge blieben ihm so lebhaft eingedrückt, daß er sich schmeichelte, sie auf den ersten Blick zu erkennen. Durch eine besondre Fügung des Himmels, oder durch ein wunderbares Ohngefähr, hatte die Dame zu gleicher Zeit einen ähnlichen Traum von einem Rit-

*) Fabliaux ou contes du XII & XIII. Siecle, Tome II.

Ritter, dessen Name und Vaterland sie ebenfalls nicht erfuhr, dessen Gestalt ihr aber immer vor Augen schwebte.

Seinen Traum zu Gefallen gieng der Ritter auf Reisen, packte ein Saumthier voll Gold und Silber, und durchzog Länder und Wege, ohne zu finden, was er suchte. Endlich traf er, nah am Meer, ein Schloß an, dessen Ringmauern frisch gebaut waren, und das einen sehr festen, dreißig Fuß dicken und Schußhohen Thurm hatte. Der Herr des Orts war ein mächtiger aber eifersüchtiger Fürst, und der Gemahl einer schönen Dame, die er in diesem Gefängnisse unter achtzehn Thüren verwahrt hielt, wovon jede mit zwey starken eisernen Stäben und einem tüchtigen Schloß versehn war. Niemand öfnete oder verschloß sie, als er selbst; beständig trug er die Schlüssel dazu bey sich, und vertraute sie keinem Menschen auf der ganzen Welt an.

Wie der Ritter in die Stadt ritte, warf er von ohngefehr seine Augen auf den Thurm, und erblickte an einem Fenster ein Frauenzimmer, die er erkannte. Es war die Dame seines Traums, die Dame, die er so unermüdet suchte und liebte, ohne sie jemals gesehn zu haben. Sie hatte ihn auch von ferne wahrgenommen, und ebenfalls erkannt.

kannt. Wenig fehlte, daß sie ihn nicht anrief, so sehr verwirrten Liebe und Freude ihr die Sinne, aber, aus Furcht vor ihrem Mann, hielt sie noch an sich, und begnügte sich, mit lauter Stimme ein Liebesliedchen anzustimmen, um dem Ritter zu verstehn zu geben: welchen Eindruck er auf sie gemacht habe. Dieser, der für Begierde brannte, darauf zu antworten, that jedoch, um sich sein Vorhaben nicht zu verderben, als ob er nichts gehört habe, und ließ sich dem Herrn vorstellen, dem er seine Dienste anbot. Er gab sich für einen Edelmann aus, der in einem Thurnier einen Ritter getödtet, und wegen die Nachstellungen der Verwandte des Todten gezwungen worden wäre, sein Vaterland zu verlassen. „Seyd mir willkom„men, antwortete der Fürst, ich führe Krieg mit „Nachbarn, die mein Land verwüsten; Ihr kön„net mir dabey Dienste leisten, und ich nehme „Euer Anerbieten an.“

Schon den andern Morgen wurde die Tapferkeit des Ritters geprobt. Sein Arm, den Liebe stärkte, that Wunder. In drey Monden waren die Feinde des Fürsten zerstreut, getödtet oder gefangen, das Land befreyt, und die Wege wieder offen. Der Sieger wurde bey seiner Wiederkunft zur Belohnung zum Seneschal des Lands und Pallasts ernannt, und nun däuchte es ihm Zeit, sich ernst-

lich

lich mit der Ausführung seines Anschlags und den Mitteln zu beschäftigen, bis zu der Fürstin zu bringen.

Unter einem sehr scheinbaren Vorwand, den ich aber vergessen habe, erhielt er von seinem Herrn die Erlaubniß, in dem Schloßbezirk ein kleines Haus zu seinem Gebrauch bauen zu dürfen. Er legte es ganz nah bey dem Thurm an, jedoch nicht so nah, daß es den Eifersüchtigen hätte beunruhigen und ihm Verdacht erwecken können. Er umzäunte es mit Pallisaden, und verfertigte eine Hinterthüre daran. Als alles fertig, und das Dach gedeckt war, bestach er den Maurer, daß er ihm einen heimlichen Gang verfertigte, der aus seinem Zimmer unter der Erde bis zu dem Thurm gieng. Der Maurer brauchte eilf Tage zu dieser Arbeit, kam unter den Thurm, brach durch den Fußboden, und paßte eine Fallthüre so künstlich und geschickt ein, daß auch der schärfste Blick sie nicht zu entdecken vermogte. Hierauf hatte der Ritter die Grausamkeit, ihn zu ermorden, um der Verschweigung seines Geheimnisses desto gewisser zu seyn.

Nun fiel es ihm nicht schwer, in den Thurm und zu der Dame zu kommen, und von ihr

zu erhalten, was sie schon längst ihm so gern zugestanden hätte. Beym Abschied beschenkte sie ihm mit einem Ring, den sie vom Fürsten bekommen hatte, und dessen Stein zehn Mark Silber werth war. Der Ritter, der eine eigene Behandlung des Mannes im Sinn führte, begab sich zu ihm, und ließ ihm zu wiederholtenmalen und wie von ohngefehr seinen neuen Ring bemerken. Dieser Anblick rührte den Eifersüchtigen so heftig, daß er die Farbe veränderte. Unterdessen besaß er doch noch so viel Klugheit, den Ritter nicht zur Rede zu stellen, sondern er gieng sogleich in den Thurm, die Fürstin selbst auszufragen. Der Liebhaber muthmaßte es; er eilte in den unterirrdischen Gang, um dem Fürsten zuvorzukommen, und unterdessen, daß dieser seine achtzehn Thüren, eine nach der andern, recht sorgfältig auf- und zuschloß, hatte der Ritter Zeit genug, durch die Fallthüre in den Thurm zu steigen, und der Dame den Ring wieder zuzustellen. Die erste Frage, die der Eifersüchtige that, war nach dem Ring. Die Fürstin stellte sich außerordentlich darüber verwundert. Nun wiederholte der Mann seine Frage noch einmal, und zwar mit größerm Ungestüm: Die Dame, ohne ein einziges Wort zu sagen, ohne zu thun, als ob sie nach der Ursache eines solchen Betragens neu-

neugierig wäre, gieng über das Kästchen, wo sie den Ring eben hineingelegt hatte, und gab solchen auf der Stelle. Dies beruhigte ihn vollkommen. Er bildete sich ein, daß vermuthlich ein Zufall dem Seneschal just so einen Stein, wie der von seiner Gemahlin, in die Hände gespielt habe, und schlief ganz unbesorgt.

Den folgenden Tag bekam er Lust, auf die Jagd zu gehn, und befahl dem Ritter, sich bereit zu halten, ihn zu begleiten. „Sire, antwortete dieser, habt die Gnade, mich zu entschuldigen. Mein Liebchen ist eben angekommen. Sie hat in meiner Abwesenheit eine Aussöhnung mit meinen Gegnern zu bewirken gewußt, und diese angenehme Zeitung, die sie mir selbst überbringt, zwingt mich, Eure Dienste zu verlassen, und morgen abzureisen. Aber sie wünscht, Sire, Euch selbst für alle die Gütigkeiten zu danken, womit Ihr mich beehrt habt, und bittet Euch, diesen Abend, nach der Jagd, ihr Gast zu seyn.“ Der Fürst versprach's. Es war aber eine List, welche die beyden Verliebten miteinander verabredet hatten, und das vorgebliche Liebchen, mit dem er speisen sollte, war niemand anders als die Fürstin selbst.

Gegen Abend begab sie sich durch die Fallthüre in des Ritters Behausung, wo sie prächtige Kleider fand, die er für sie hatte kommen lassen, um sie ein wenig zu verstellen. Der Fürst kam mit seinem Gefolge; und fand eine Dame, schön wie eine Fey, die einen großen seidnen Schleyer auf dem Kopf, zwey Ringe an der rechten, drey an der linken Hand, einen breiten Gürtel von Silber mit Franzen, und einen Mantel von Goldstoff um hatte. Der Ritter nahm sie bey der Hand, und stellte sie dem Fürsten vor: „Sire, sagte er, dies ist mein Liebchen, die Geliebte meines Herzens, und bald meine Gemahlin!“ Kaum hatte der Fürst die Augen auf sie geworfen, so glaubte er seine Gemahlin zu erkennen. Dies machte ihn ganz bestürzt. Die Dame that, als ob sie nichts merkte, und nöthigte ihn, sich zur Tafel zu setzen. Er mußte sich neben ihr niederlassen, und sie legte ihm reichlich vor, aber es war ihm nicht möglich, einen Bissen hinunterzubringen. Tausend verworrene Gedanken giengen ihm durch den Kopf. Er hatte während der ganzen Mahlzeit die Augen unverwandt auf sie geheftet, als ob er behert gewesen wäre, und zergrübelte und zerplagte sich in seinem Herzen, wie es möglich sey, aus einem so hohen, dicken und wohlverwahrten Thurm zu entkommen.

Kaum

Kaum war man von der Tafel aufgestanden, so beurlaubte sich der Fürst, um sich eilends von dem zu überzeugen, was er zu fürchten anfieng. Die Fürstin warf sogleich ihre schönen Kleider von sich, stieg durch die Fallthür, legte sich ins Bett, und stellte sich, als ob sie schliefe. Ihr Gemahl ward sehr angenehm überrascht, als er alle seine Thüren aufgemacht und besichtigt hatte, seine Dame im Bette zu finden. Er glaubte nunmehr, daß es sich damit eben so verhalte, wie mit dem Ringe, und daß sich zwey Damen so gut gleichen könnten, als zwey Steine. Er verbannte allen Verdacht auf immer, zog sich aus, und brachte die Nacht bey seiner Gemahlin zu: leider, die letzte!

Der Ritter hatte schon lange alles zu seiner Abreise in Bereitschaft gehalten. Ein Schiff erwartete ihn im Hafen, der Wind war gut, und alles begünstigte sein Vorhaben.

Den folgenden Morgen, wie der Fürst im Begriff war, in die Messe zu gehn, nahm der Ritter Abschied, und bat sich von ihm ehrfurchtsvoll zur letzten Gnade aus, die Ceremonie seiner Trauung beyzuwohnen. „Schön Liebchen, sagte er, besteht darauf, daß Ihr durch Eure Gegenwart unsre Verbindung ehret,

und ich selbst wünsche nichts sehnlicher, als sie aus Euren Händen zu empfangen." Der Fürst willigte mit Freuden darein, und der Ritter holte die Fürstin ab, die ihm zu Hause erwartete. Sie hatte eine Kappe übergestürzt, und sich aufs beste unkenntlich gemacht. Zwey Ritter brachten sie in die Kirche, wo der Fürst, dem nun nicht der geringste Verdacht mehr anwandelte, sie dem Seneschal zuführte und selbst übergab. Aus der Kirche gieng das neue Ehepaar am Bord des Schiffs, das zu ihrer Abfahrt bereit lag. Der Fürst bestand darauf, sie mit seinem ganzen Gefolge dahin zu geleiten. Er gab der Braut die Hand, half ihr hinauf, foppte sie über ihre Lustigkeit, und wünschte ihr vergnügt, glückliche Reise. Aber nichts glich seinem Erstaunen, als er in seinen Thurm kam, und entdeckte, wer Schön Liebchen gewesen war! Doch nun waren sie schon zu weit entfernt, um eingeholt werden zu können, und ihm blieb nichts als der Schmerz und die Schaam übrig, so gröblich betrogen zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

S.
Bibliothek

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 6.

Riga 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277800-4
VD18 80005179-001